

Wirbelsturm über Indiens Süd-Osten

Indien Januar 2012

Bericht von Hilde Link

Leider keine guten Nachrichten von Prana.

Ende des Jahres fegte ein verheerender Wirbelsturm an der Küste und in weiten Teilen des Landesinneren über das Land.

Aus den Erfahrungen mit dem Tsunami vor sieben Jahren hat man gelernt: Über Lautsprecher wurde die Bevölkerung aufgerufen, ihre Häuser und Hütten zu verlassen, und so kam in unserer Gegend tatsächlich niemand ums Leben. Die Schäden allerdings, die der Wirbelsturm hinterlassen hat, sind enorm. Die Strohdächer von den Hütten wurden abgedeckt, einige Hütten, die noch aus Lehm waren, sind völlig zusammengebrochen. Bäume stürzten um und richteten gewaltige Schäden an, von einem ehemaligen Palmenhain sind fast alle Palmen entwurzelt, das Meer kam wieder bis fast an die Gartenmauer des Prana-Geländes und versetzte alle in Angst und Schrecken.

Auch wir haben beträchtliche Schäden zu verkraften: der Ast eines riesigen Baumes stürzte auf das Schuldach, das Toilettenhäuschen ist abgedeckt und das ganze Schulgebäude stand unter Wasser, da die Abflüsse blitzschnell durch Blätter und kleine Äste verstopft waren. Als dann das Wasser weggeputzt und abgelaufen war, sahen die Terrakotta-Ziegel des Bodens aus, als hätten sie die Windpocken.





Das Schlimmste war eigentlich, dass wir zwei Wochen keinen Strom hatten, weil die Strommasten abgeknickt sind wie Streichhölzer. An einen Schulbetrieb nicht mehr zu denken, denn wir haben eine eigene (strombetriebene) Wasserpumpe im Garten, die natürlich auch nicht mehr funktionierte, und somit natürlich auch keine Toilettenspülung. Die Regierung ließ eine Stunde am Tag das Wasser in den öffentlichen Pumpen und Brunnen in den Dörfern laufen, damit man wenigstens kochen konnte.

Na klar haben wir einen Notstromaggregator. Den haben wir auch gleich in Betrieb genommen und nach zwei Stunden hat er den Geist aufgegeben. Die Reparatur dauerte die ganze Nacht bei Kerzenschein - über die engagierten Mitarbeiter der Kirloskar-Firma lasse ich nichts kommen – aber dann stellte sich gegen morgen heraus, dass man ein Ersatzteil aus Kerala kommen lassen muss und so war erst mal aus der Traum.

Es ist ja nicht so, dass die Bevölkerung sich nicht auch für die Reparaturen an den Masten eingesetzt hätte: Frauen taten sich zusammen und warfen Ziegelsteine in das Elektrizitätswerk, die Männer verprügelten die Beamten mit Stöcken. Das brachte Schwung in die Sache, und nach mehr als zwei Wochen ging das Licht in den Häusern und Hütten an.

Das große Buddeln

Indien im Februar 2012

Bericht von Hilde Link

Der Wirbelsturm, der Ende des letzten Jahres über weite Teile von Indiens Küsten im Süd-Osten wütete (Bericht siehe www.linkhilfe.de) hat von den Palmyrapalmen alle Nüsse heruntergerissen. Unser Schulgärtner hat sie vergraben. Schon nach zwei Wochen hatten die Nüsse Wurzeln geschlagen, um neue Palmen hervorzubringen. Mit großer Freude haben die Kinder die Nüsse samt Wurzeln ausgegraben.



Wenn man die Nüsse von den Wurzeln trennt, kann man diese kochen und essen. Schmeckt so ähnlich wie Schwarzwurzeln. So hat ein Sturmschaden sogar noch etwas Positives hervorgebracht.



Weniger positiv war die Tatsache, dass alle Bananenstauden abgerissen wurden und uns die Bananen buchstäblich um die Ohren flogen. So gab es also jeden Tag Palmwurzeln und Bananen und Bananen und Palmwurzeln und dann wieder Palmwurzeln und Bananen.

Nicht zu glauben: Zwischen den beiden Fotos liegen 5 Tage.



Auch unser Schulgarten wurde durch den Sturm mächtig in Mitleidenschaft gezogen. Der Spinat war zerzaust wie die Haare der Kinder, aber das, was von den Blättern übrig geblieben ist, ergab noch ein wunderbares Essen. Herrlich, nach unserer erzwungenen Bananen- und Wurzel-Diät.

Die neuen Setzlinge stehen schon bereit, und so hoffen wir auf Bohnen, Tomaten und Erdnüsse.



DIE GLÜCKSKINDER IM PRANA-PROJEKT

- Vom hilflosen Ausgenutzt-werden zur selbständigen ‚Geschäftsfrau‘ (Kalaimani)
- Von der Vision zur realistischen Zukunftsperspektive (Indrani)
- Vom Dumpfen Dahinsiechen zu einem menschenwürdigen Dasein (Leo)
- Vom Straßenkind zum Musterschüler (Charles)



Von links nach rechts: Die blinde Kalaimani, Indrani, Leo (im Rollstuhl), dahinter die Mutter Arokimeri, Charles.

Dieses Foto aus vergangenen Zeiten zeigt nicht nur eine Mutter, die mitsamt ihren vier Kindern, zwei davon mit Behinderungen, von ihrem alkoholkranken Mann verlassen und aus ihrem Dorf verstoßen worden ist, sondern eine Frau, die mit beispiellosem Mut um das kämpft, was in jeder Gesellschaft dieser Welt eine Selbstverständlichkeit sein sollte:

Um das Recht auf faire Behandlung, um das Recht auf Bildung, um das Recht auf medizinische Versorgung, um das Recht auf Nahrung, um das Recht auf Familie, kurzum: um Menschenrechte, die jedem zustehen.

Solch einen Kampf kann man nicht alleine kämpfen, ja nicht einmal beginnen. Frauen wie Arokimeri brauchen eine Lobby. Kinder wie Kalaimani, Indrani, Leo und Charles ebenfalls.

Zwei Münchener Familien haben den Anfang gemacht. Mit ihrem persönlichen Engagement und dem Einwerben von Spendengeldern haben sie sich dafür eingesetzt, dass Menschen ohne Chance sich selbst aus ihrem Elend befreien können, dass aus verstoßenen ‚Unglückskindern‘ Glückskinder geworden sind. Sehen Sie selbst:



Die Familie im Prana-Projekt

Zwischen dem Foto mit dem gelben Hintergrund und den anderen Fotos liegen nur gut drei Jahre. Drei Jahre, in denen sich das Schicksal für fünf Menschen gewandelt hat:

Für **Kalaimani**, die noch ganz neu in der Welt ist, weil sie aufgrund einer Operation erst mit 19 Jahren sehen konnte. Wegen ihrer Unbeholfenheit und Hilflosigkeit wurde sie von skrupellosen Männern zum Arbeiten gezwungen. Jetzt hat sie Lesen und Schreiben gelernt und knüpft Taschen, die sie selbständig verkauft.



Die ehemals blinde Kalaimani

Für **Indrani**, die eine gute Schule besucht und Ärztin werden möchte.



Indrani

Für **Leo**, der Physiotherapie bekommt und inzwischen stehen und etwas sprechen kann. Und der seine Würde zurückerhalten hat.



Der mehrfach behinderte und blinde Leo mit seinem geliebten Radio

Für **Charles**, der als Straßenkind in einer Schnurfabrik gearbeitet hat und versuchte, seine Mutter und Geschwister am Leben zu erhalten, und der jetzt, wie seine Schwester Indrani, in eine gute Schule geht und sich dort prächtig macht.



Charles

Und dann ist da noch Akash, seine Mutter und Großmutter.

VOM VERSTOSSEN-SEIN ZUM FRÖHLICHEN KIND (Akash)

Von Akash und seiner Familie gibt es kein Foto aus alten Zeiten. Das früheste Foto von ihm ist bereits im PRANA-Projekt gemacht worden.



Akash konzentriert sich auf sein Spielzeug

Auch das Leben von Akash, seiner Mutter und Großmutter, hat eine Kehrtwende erhalten.

Das Kind ist genau an dem Tag geboren, an dem der Tsunami 2004 sein Dorf verwüstet hat. Grund genug, ihn zu einem ‚Unglückskind‘ zu erklären und ihn mitsamt seiner Mutter und Großmutter aus dem Dorf zu verjagen.

Auch er geht in eine gute Schule. Das Schicksal eines Straßenkinds bleibt ihm erspart.

Dank an alle Spender und Sponsoren, die Teil der Lobby geworden sind, die sich für die das Verhindern von Straßenkindern und für die Verwirklichung von Menschenrechten einsetzt – und sei es auch nur für acht Menschen in einem fernen Land.

Selbstvertrauen als Grundstein für Freiheit

In seiner Antrittsrede kam der neue Bundespräsident Joachim Gauck auf Mahatma Gandhi zu sprechen. Es geht um Selbstvertrauen als Grundlage für Freiheit.



Gandhi bezog sich auf die Unterdrückten, auf die Dalit und auf jeden Menschen, dessen Freiheit eingeschränkt wird durch politische oder soziale Systeme. Auf Menschen, die erst gar nicht auf die Idee kommen, sie könnten sich wehren, sie könnten von sich aus die Initiative ergreifen, um sich selbst aus ihrer Misere zu befreien.

Die Ursache für diesen mangelnden Impuls, sich auf die Beine zu stellen und Rechte einzufordern, sieht Gandhi darin, dass eine Gesellschaft ganz gezielt über Regierungsprogramme – sei es

durch Einschüchterung oder durch entsprechende ‚Bildungsmaßnahmen‘ - dafür sorgt, dass Millionen von Menschen da bleiben, wo sie sind: ganz unten.

Aber was ist denn das große Hindernis, dass diese Millionen sich fügen, sich ausnutzen und hernehmen lassen für Dienstleistungen aller Art, dass sich diese Massen sich nicht aufmachen in die Freiheit? Es ist das Selbstvertrauen, das, sobald es aufkeimt, sofort niedergetrampelt wird.





Für das Prana-Projekt sind Gedanken von Mahatma Gandhi eine Richtschnur des Handelns. Das ist der Grund, warum wir in unserem Projekt nicht nur kasten- und religionsübergreifende Schulprogramme haben, sondern auch ganz gezielt Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein fördern. Allein schon die Tatsache, dass unsere Schulkinder vor westlichen Besuchern singen und tanzen und Sketche aufführen, stellt immense Anforderungen an ein Kind, das von zu Hause aus gewöhnt ist, still zu halten. Das erfordert Selbstvertrauen, und das ist der Weg in die Freiheit.



Die Tafel

So reich gedeckt war die Tafel für die Schulkinder nicht immer. Es gab auch Krisenzeiten, wo sich die Schulspeisung hauptsächlich aus Reis zusammensetzte.



Aber Not macht bekanntlich erfinderisch, und so kamen wir auf die Idee, einen Schulgarten anzulegen.

So lernen die Kinder, wie man mit einfachen Mitteln und biologischen ‚Pestiziden‘, die z.B. aus Knoblauch und Ingwer bestehen, verschiedene Gemüsearten auch auf wenig Platz anbauen kann. Platz ist nicht nur in sondern auch vor oder neben der kleinsten Hütte. Die Kinder sind sehr stolz darauf, dass sie ihren Müttern den biologischen Gemüsebau beibringen können, den sie bei uns in der Schule lernen.

Extra aus Chennai haben wir einen Gartenbau-Ingenieur kommen lassen, der geradezu berühmt geworden ist, weil er es schaffte, auf sandigem Boden Gemüse anzubauen. Ich hatte von ihm in der Zeitung gelesen und ihn kontaktiert. Als er sah, dass es sich um ein Hilfsprojekt handelte, wollte er nicht einmal das Geld für die Fahrtkosten annehmen.

Nach vielen vorangegangenen Pleiten, die uns schon gänzlich entmutigt hatten, dann endlich der Erfolg! Unser Schulgärtner hat alles vom Gartenbau-Ingenieur gelernt, die Kinder lernen vom Schulgärtner und die Mütter im Dorf von den Kindern – oder die Mütter kommen zu uns und lassen sich Tipps und Saatgut geben.

Letzte Woche kamen zwei Ochsenkarren mit Kompost und man möchte es nicht glauben: schon nach kürzester Zeit sprießten verschiedene Arten von Spinat und die Bohnen. Der Mais ist allerdings noch nie was geworden. Bio-Kompost hin oder her.

ZUKUNFT MIT PERSPEKTIVE



So fröhlich wie auf diesen Fotos war die jetzige Leiterin unseres Zentrums für Kinder mit Behinderungen nicht immer.

Ihr Mann hatte ihr aus Eifersucht Kerosin ins Gesicht geschüttet und sie angezündet. Nur knapp entkam sie dem Tod. Aber selbst als es klar war, dass sie überleben würde, dachte sie daran, sich selbst zu töten. Mit viel Mühe und Überzeugungskraft ist es uns gelungen, die junge Frau zu überzeugen, dass das Leben trotz dieser Tragödie noch lebenswert ist. Nachdem sie sich einigermaßen gefangen hatte, boten wir ihr einen Job in unserem Therapiezentrum für Kinder mit Behinderungen an. Inzwischen ist sie die Leiterin. Die Kinder lieben sie und sie liebt die Kinder. Und darauf kommt es an.



Musik, Kunst und Lesen

Von Hilde Link

Eine Aktionswoche im Juni, veranstaltet von der Diplom-Graphikerin Ulli Görg im Rahmen von Prana-Tessin war nicht nur für die Gruppe der Jugendlichen, darunter ein Mädchen mit Migrationshintergrund, sondern auch für deren Betreuer und natürlich für die Mitarbeiter des Prana-Projektes, eine große Bereicherung. Zwar ist das eigentliche ‚Produkt‘ der Veranstaltung noch nicht bekannt, aber man darf gespannt sein. Gemeint ist eine Video-Installation, für welche unentwegt gefilmt werden musste. Einen Film herzustellen bedeutet sehr viel Arbeit. Das Filmen ist dabei noch der kleinste Teil. Die meiste Zeit nimmt das Schneiden und Sichten des gefilmten Materials in Anspruch und wir finden es bewundernswert, dass so junge Mädchen es wagen, solch ein zeitaufwendiges Projekt überhaupt in Angriff zu nehmen.

Der bekannte Jazzmusiker Wolfgang Mesch (links im Bild) erfreute nicht nur durch eigene Musikaufnahmen auf CDs, sondern durch kleine Live-Konzerte – ja doch, man darf das Wort ‚Konzert‘ ruhig verwenden. Schließlich bestand das Publikum nicht nur aus den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Aktionswoche; auch Radfahrer, die eigentlich vorhatten, um den See zu fahren, blieben ganz verzückt stehen, um den Klängen des Saxophons zu lauschen. Mal ein ganz anderes Publikum für Wolfgang Mesch als dasjenige, das gezielt in eine Jazzkneipe geht.

Ein Höhepunkt bestand in der gemeinsamen Lesung der Geschichte „Das Unglückskind“, die die Kinder- und Jugendbuchautorin Iris Lemanczyk verfasst hat. Frau Lemanczyk hatte uns im Januar dieses Jahres in Indien auf ihrer Recherchereise besucht und das Schicksal der ‚Glückskinder‘ im Prana-Projekt zum Anlass genommen, eine einerseits berührende (nicht rührselige!), und andererseits knallharte Lebensgeschichte von verstoßenen Kindern in Indien zu verfassen. Die Geschichte wird eine von vier Lebensgeschichten von Kindern sein, die demnächst veröffentlicht wird.



Und Ausflüge wurden natürlich auch gemacht: zum UNESCO-Weltkulturerbe Santa Maria del Sasso in Morcote, wo sich auf dem alten Friedhof auch eine Statue von Henry Moore befindet, und ins nahegelegene Mailand.

Und dass die Aktionswoche durch und durch gelungen war, zeigte sich schon daran, dass alle beim Abschied ein wenig traurig waren.



FERIENZEIT – ERHOLUNGSZEIT

Nicht für die Kinder aus Periyamudaliyarchavadi

Von wegen die Seele baumeln lassen, von wegen Spiel, Spaß und Sport. Ferienbeginn bei unseren Prana-Kindern geht immer einher mit Tränen. Nein, ich habe mich nicht verschrieben und Schulbeginn statt Ferienbeginn gemeint.

Die indische Regierung unternimmt große und erfolgreiche Anstrengungen gegen Kinderarbeit. Unter anderem, indem sie auf Dörfern Schulen bauen lässt und dafür sorgt, dass die Kinder auch hingehen.

Aber der Unterricht ist irgendwann zu Ende und irgendwann sind Ferien. Das ist die härteste Zeit für tausende von indischen Kindern. Denn jetzt müssen die Fischer-Jungs zusammen mit ihren Vätern hinaus aufs Meer, meist nachts, stundenlang in den Booten stehen und die Netze einziehen.

Das ist selbst für erwachsene Männer Knochenarbeit. Kinder von Eltern, die als Tagelöhner arbeiten, werden von deren Dienstherrn ausgenutzt, indem die Eltern gezwungen werden ihre Kinder zur Arbeitsstelle mitzubringen.

So gibt es ganze Firmen, z.B. Schnurfabriken, die die Ferienzeit der Kinder als feste Kalkulationsgröße in ihrer Produktion einbauen. Wenn eine Kontrolle kommt, dann hat die Mutter ihr Kind eben mitgebracht, weil zu Hause niemand da ist zum Aufpassen. Und wenn der Kontrolleur das Kind fragt, ob es hier arbeiten muss, sagt es „nein“, damit die Mutter nicht entlassen wird.

So ist es nicht verwunderlich, dass die Kinder unsere Lehrerinnen und Lehrer anbetteln, damit diese auch in den Ferien Unterricht abhalten. Da haben wir beschlossen, sog. „Summer Camps“ einzuführen. Zwei Wochen lang „müssen“ die Kinder in den Ferien in unsere Schule kommen, von morgens bis abends, und da wird gespielt, gemalt, geturnt, getanzt und versäumter Unterrichtsstoff nachgearbeitet.

Und für die Kinder das Wichtigste: es gibt etwas zu essen. Dank unseren Lehrerinnen und Lehrern, die mit ihrem absolut nicht selbstverständlichen Engagement so unmittelbar und direkt Kindern helfen und sie beschützen.



Trotz Summer-Camp: Wenn die reguläre Schule wieder anfängt, finden unsere Lehrerinnen und Lehrer abgearbeitete und meist kranke Kinder vor, die nicht selten im Unterricht einfach einschlafen. Nicht weil sie faul sind, sondern weil sie einfach total erschöpft sind und nicht mehr können.

So ist der Schulbeginn für „unsere“ Kinder immer der große Freudentag.



Das Unglückskind

Ich bin Aamir und habe heute Geburtstag. Zum ersten Mal freue ich mich über meinen Geburtstag. Zum ersten Mal gratuliert mir jemand. Und zum ersten Mal feiern wir diesen Tag, den 26. Dezember. All die Jahre zuvor tat Mutter so, als gäbe es den 26. Dezember gar nicht. Denn der 26. Dezember 2004 war ein Unglückstag, der Tag an dem sich das Meer aufbäumte. Genau an diesem Unglückstag bin ich geboren, darum bin ich ein Unglückskind.

Der Tag meiner Geburt war ein angenehm warmer Tag. Die Blätter der Palmen raschelten in der leichten Brise, die vom Meer kam. Zwei Tage zuvor hatte Mutter die Hütte verlassen und war mit ihrem dicken Bauch zu ihrer Schwester Daya gegangen. Daya wollte bei meiner Geburt helfen. Denn Daya kannte sich damit aus.

Tante Daya lebte nicht am Meer, so wie Mutter und Vater. Sie wohnte mit Onkel Mohan zehn Kilometer landeinwärts.

Wie jeden Morgen ging Onkel Mohan auch am 26. Dezember 2004 auf seine Reisfelder. Mutter spürte, dass die Geburt demnächst losgehen würde. Sie stöhnte, trank einen Schluck Tee und legte sich wieder auf die grün, gelb, orange gestreifte Schlafmatte. Komisch, dass die Vögel nicht zwitscherten, dachte sie. Das hatte es noch nie gegeben. Mutter lauschte, aber außer dem fernen Hupen der Autos und Busse und dem Lachen zweier Frauen konnte sie nichts hören. Merkwürdig war das, sehr merkwürdig. Was war mit den Vögeln los?

Wie jeden Tag wollte mein Vater auch heute mit dem blauen Holzboot hinausrudern und die Netze auswerfen. Möglichst viele Fische wollte er

fangen und verkaufen. Danach würde er sich von seinem Freund Vivek das schwarze, klapprige Fahrrad leihen und zu seiner Frau radeln. Er freute sich auf mich, sein erstes Kind, und hatte mir sogar eine stabile Hänge-Wiege aus Palmblättern geflochten.

Vater war mit seinem Fang zufrieden. Er hatte viele Fische verkauft. „Obwohl mein Kind noch nicht auf der Welt ist, scheint es mir bereits Glück zu bringen“, dachte er. Freudig aufgereggt schwang er das rechte Bein über die Fahrradstange. Da sah er Vivek wild winkend vom Strand her rennen. „Das Meer zieht sich zurück. Wir müssen weg. Wir müssen alle weg. Schnell.“

Vater schaute zum Strand. Wo vor einer halben Stunde noch Wasser war, konnte er den feuchten Meeresboden sehen. Vater erschauerte. Er wusste nicht, was das zu bedeuten hatte. Aber er fühlte, dass etwas Furchtbares passieren würde. Dann sah er sie, weit draußen. Eine Welle, eine unglaublich große Welle mit weiß schäumenden Wellenkämmen. Sie raste auf den Strand zu.

Vater sah, wie die Nachbarn ihre Kinder packten und losrannten. Er sah, wie alte Leute die Hände über dem Kopf zusammen schlugen, sah das Entsetzen in ihren Gesichtern. Er hörte, wie Vivek auf ihn einredete, doch die Worte drangen nicht in sein Bewusstsein. Erst als Vivek am Fahrradlenker rüttelte, kam er wieder zu sich.

„Fahr los, so schnell du kannst.“

„Und du? Willst du dein Fahrrad nicht?“

„Nein, wir quetschen uns alle in Shankars Motor-Rikschah – nun fahr schon los.“

Vater nickte und schaute erneut zur Welle. So etwas hatte er noch nie gesehen. Eine Wand aus Wasser, so hoch wie die höchsten Palmspitzen. Was passiert, wenn die Wassermassen aufs Land treffen? Wie lange hatten sie noch Zeit? Vier Minuten? Zwei Minuten? 30 Sekunden? Und dann?

Endlich kam Bewegung in Vater. Wie verrückt trat er in die Pedale. Doch als er die schmalen Gassen des Fischerdorfes erreichte, waren die völlig verstopft. Überall Menschen. Nachbarn. Freunde. Alle in Panik. Bloß weg vom Meer. Weit weg.

In der Zwischenzeit hatte die Welle die Küste erreicht. Die Wucht des Wassers knickte Bäume um, verschlang die Hütten der Fischer, die Fischerboote und Menschen, die nicht schnell genug flüchten konnten. Sie verschlang auch die Hänge-Wiege. Gierig drang das Wasser in die Gassen des Dorfes, fraß Autos und überspülte Häuser. Die Wassermassen walzten alles nieder. Überall Schutt und Trümmer.

Vater war zur Hauptstraße gelangt, als ihn das Wasser erwischte. Er klammerte sich an einer Palme fest. Er sah zwei Kühe vorbei treiben und einen toten Hund. Er hörte schreiende Menschen, Menschen, die sich wie er festklammerten. Menschen, die die Kraft verließ und vom Wasser weggerissen wurden. Wie lange konnte er sich noch halten? Ein grünes Plastikstühlchen glitt an ihm vorbei. Ein Kinderstühlchen. Darauf hatte vorhin noch ein Kind gesessen. Wo war es nun?

Genau an dem Tag kam ich zur Welt. An dem Tag, der für so viele Menschen den Tod bedeutete. Insgesamt mehr als 240 000 Tote in Indien, Sri Lanka, Thailand, Indonesien, Kambodscha, Malaysia,

Myanmar, auf den Malediven und den Philippinen. An dem Tag, an dem sich das Meer aufbäumte. Am 26. Dezember 2004 – dem Unglückstag.

Natürlich war Mutter glücklich, als sie mich in ihren Armen hielt. Doch sie machte sich auch furchtbare Sorgen. Was war mit ihrem Mann? Wo war mein Vater? Die Katastrophe hatte sich schnell herumgesprochen. In den Radios und im Fernsehen gab es kein anderes Thema als die Welle. Am Abend summte endlich Onkel Mohans Handy. Eine SMS: „Jaspal lebt. Er kommt, sobald er kann.“

Mohan kannte den Absender nicht. Doch das war egal. Mutter war so erleichtert, dass sie juchzte. Jaspal, ihr Mann lebte – das allein zählte. Bald würde er seinen Jungen sehen. Sie herzte und küsste mich und streichelte mir immer wieder zärtlich über den Kopf.

Es dauerte lange, bis Vater zu uns kam. Als er endlich an die Tür klopfte, war er ein verstörter und zermürbter Mann. Er hatte tote Nachbarn und Freunde gesehen. Viel zu viele. Trümmer. Schutt. Alles kaputt. Die Welle hatte so viel zerstört. Die Fischer hatten alles verloren. Ihre Hütten, die direkt am Strand lagen, ihre Boote, oft auch ihre Liebsten. Vater hatte auch alles verloren – bis auf uns. Wir lebten. Uns ging es gut bei Tante Daya und Onkel Mohan.

Vater schaute mich traurig an. Er konnte sich nicht über mich freuen. „Dieser Junge lebt, aber Viveks Kinder mussten sterben“, sagte er müde. „Dieser Junge lebt, aber unsere Nachbarn sind tot. Dieser Junge lebt, aber wir haben keine Hütte mehr. Wir haben nichts mehr. Warum ist dieser Junge ausgerechnet am schlimmsten Unglückstag aller Zeiten geboren? Dieser Junge kann kein guter Junge sein, sonst hätten die Götter einen anderen Geburtstag für ihn gewählt.“

„Dieser Junge ist dein erstgeborener Sohn. Unser Sohn“, sagte Mutter zärtlich. „Freust du dich nicht, dass er lebt, dass er gesund ist? Freust du dich nicht, dass du einen Sohn hast?“

„Du weißt, wie sehr ich mich auf meinen Sohn gefreut habe“, erwiderte Vater, „aber ich will einen guten Sohn und kein Unglückskind. Der da ist ein Unglückskind.“

„Was redest du?“, rief Mutter entsetzt. „Er kann doch nichts dafür, dass er am 26. Dezember zur Welt kam. Er kann doch nichts für die Welle und die vielen Toten. Er ist doch ein winziges, unschuldiges Baby. Dein Sohn!“

„Dieser Junge ist ein Unglückskind“, wiederholte Vater. „Er ist nicht mein Sohn! Er wird nie mein Sohn sein!“

„Wir brauchen einen Namen für ihn“, sagte Mutter verzweifelt. Sie wollte die Worte ihres Mannes nicht hören. Sie wollte nach vorne schauen.

Meine Eltern hatten geplant, mit meinem Namen zu warten, bis ich auf der Welt war. Sie wollten mich anschauen und mir dann einen passenden Namen geben. Doch davon wollte Vater nichts mehr wissen.

„Hörst du nicht, was ich sage?“, schrie er. „Dieses Unglückskind wird nie mein Sohn sein! Ich werde ihm keinen Namen geben. Er verdient keinen Namen.“

Mutter schluchzte. Dann legte sie mich sanft auf die Schlafmatte und nahm die Hände ihres Mannes. „Er kann doch nichts dafür. Er ist der Sohn auf den du dich gefreut hast. Gerade jetzt in dieser schrecklichen Zeit ist es doch wunderbar, dass wir einen gesunden Jungen haben. Er ist ein Zeichen der Hoffnung. Wir sollten ihn Asha, Hoffnung, nennen. Wie schade, dass das ein Mädchenname ist.“

„Hoffnung? Hoffnung? Du sitzt da in dieser sauberen Hütte und faselst von Hoffnung? Geh‘ zum Strand, geh‘ und such‘ unsere Hütte. Die gibt es nicht mehr. Wir haben nichts mehr. Es gibt keine Hoffnung. Es gibt Zerstörung, Schutt, Tote und Verletzte, aber keine Hoffnung.“

„Es gibt immer Hoffnung“, entgegnete Mutter leise. „Und wir haben uns.“ Die Tränen wollten nicht aufhören über ihre Wangen zu rinnen.

Vater schob sie grob zur Seite, hilflos legte er seine Hände vors Gesicht und weinte auch. Dann raufte er sich die Haare.

„Deine Frau hat recht, Jaspal. Der Junge kann nichts dafür“, mischte sich nun auch Tante Daya ein.

Zornig drehte sich Vater um: „Ihr Weiber“, rief er erbost, „ihr habt doch keine Ahnung! Haut ab und lasst mich in Ruhe!“

„Das ist nicht deine Hütte, Jaspal“, erwiderte Tante Daya ruhig.

Bei diesen Worten sackte Vater zusammen. Nein, das war nicht seine Hütte. Er hatte keine Hütte mehr.

Als Onkel Mohan eintrat, sah er den zusammengekauerten Jaspal. „Ihr könnt bei uns bleiben, bis ihr wieder ein eigenes Dach überm Kopf habt. Die Familie hält immer zusammen, auch in diesen schweren Zeiten.“

„Danke“, sagte Mutter bewegt, „danke und dabei habt ihr selbst so wenig Platz.“

Die Hütte bestand aus zwei Zimmern. Eines davon sollte nun das Zuhause von Vater, Mutter und mir werden.

Natürlich habe ich von all dem nichts mitbekommen. Die meiste Zeit schlief ich, trank oder füllte meine Windel. Aber Mutter hat mir all dies erzählt, immer wieder hat sie es mir erzählt. Ich werde es nie vergessen.

Sie erzählte auch, dass Vater nur zwei Nächte blieb. Dann ging er wortlos fort. Für immer. Bei einem Unglückskind wollte er nicht bleiben. Mutter konnte es erst nicht glauben. Sie wollte es nicht glauben. Sobald jemand an der Tür klopfte oder draußen eine Männerstimme zu hören war, bei jedem Geräusch dachte sie, ihr Mann käme zurück. Die ersten Tage, nachdem er uns verlassen hatte, war Mutter noch voller Hoffnung. Dann wurde sie immer stiller und lag beinahe den ganzen Tag neben mir auf der Schlafmatte. Sie wollte die Hütte nicht mehr verlassen. Sie wollte nichts mehr tun. Immer öfter vergaß sie meine Windel zu wechseln. „Du musst dich um deinen Jungen kümmern. Für ihn musst du aufstehen. Für ihn musst du leben. Außerdem braucht er endlich einen Namen“, sagte Daya bestimmt. „Du kannst auch nicht den lieben langen Tag rumlungern und nichts tun. Du musst uns auf den Feldern helfen. Ihr zwei könnt hier wohnen, aber du musst etwas dafür tun.“

Mutter nickte müde und gehorchte. Sie arbeitete auf den Feldern und im Haushalt. Sie hackte und pflanzte, sie half Daya beim Kochen und Putzen, manchmal kaufte sie auch ein. Auf dem Weg zum Markt sah sie ein großes Plakat. Es klebte an der Mauer eines halb zerfallenen Hauses. Mutter blieb stehen und schaute aufs Plakat: Ein Mann mit langen, dunklen Haaren, mit Schnurrbart und entschlossenem Blick war darauf zu sehen. Ein bekanntes Gesicht: Aamir Khan. „Aufstand der Helden, der neue Film mit Aamir Khan“, stand daneben. Mutter seufzte entzückt. Aamir Khan war ihr absoluter Lieblingsschauspieler. Seit sie ihn in „Lagaan – Es war einmal in Indien“ gesehen hatte, schwärmte sie für Aamir Khan.

„Aamir, du sollst Aamir heißen“, sagte sie kurz entschlossen zu mir. „Du sollst so erfolgreich werden wie Aamir Khan, so gut aussehen wie er“,

kaum hörbar fügte sie hinzu, „und du sollst so ein guter Vater werden, wie Aamir.“

Mutter nahm mich überall hin mit. Wenn sie auf den Feldern arbeitete, lag ich im Schatten und schlief die meiste Zeit. Wenn sie im Haushalt half, sangen Daya und sie, und ich lag daneben und freute mich. Es waren gute Tage für uns. Bis eines Nachmittags Mohans Bruder mit drei Kindern und seiner alten Tante vor der Hütte standen. Sie hatten die Welle überlebt, aber auch alles verloren. Es hatte lange gedauert bis Mohans Bruder alle drei Kinder wieder gefunden hatte. Die Welle hatte eines der Kinder gegen eine Mauer geschleudert, sodass es sich einige Rippen gebrochen hatte. Mohan lud auch sie alle ein, in der Hütte zu wohnen. Mutter und ich schliefen nun dicht an die Wand gedrängt, denn wir teilten unser Zimmer mit den Fünf anderen.

Es war eng, aber alle waren froh, ein Dach über dem Kopf zu haben. Die alte Tante war ganz entzückt von mir. Sie trug mich herum, sang Schlaflieder für mich und spielte mit mir. Alles war gut, bis zu dem Tag an dem sich Daya verplapperte.

Was genau Daya sagte, weiß ich nicht. Wahrscheinlich etwas wie: „Heute wird der kleine Aamir drei Monate alt.“ Oder: „Wie doch die Zeit vergeht, nun ist der Kleine schon drei Monate auf der Welt.“

Die Tante war zwar alt, aber rechnen konnte sie gut. „Drei Monate? Genau drei Monate?“, vergewisserte sie sich. Daya nickte ohne zu ahnen, was sie damit anrichten würde.

„Dann ist der Junge ein Unglückskind. Hier nimm‘ - ein Unglückskind möchte ich nicht berühren“, geiferte die Tante und drückte mich der verdutzten Daya in die Arme. „Ein Unglückskind. Wir leben mit einem

Unglückskind unter einem Dach. Das Unglückskind muss weg. Wo ist Mohan?“

So schnell es ihre alten Beine zuließen, humpelte sie durch die Hitze zum Reisfeld. Noch bevor Mohan irgendetwas sagen konnte, zischte die Alte. „Das Unglückskind muss weg. Hörst du!“

„Unglückskind? Der süße Fratz ist ein Unglückskind?“ Mohan schaute verwirrt. Er kannte zwar den Tag meiner Geburt, hatte aber so viel um die Ohren, dass er sich nie Gedanken darüber gemacht hatte.

„Papperlapapp, süßer Fratz. Er ist gefährlich. Ein Unglückskind. Sein Unglück ist ansteckend. Willst du mit einem Unglücksbringer leben?“ Natürlich wollte Mohan das nicht. Plötzlich hatte er Angst, dass es wegen mir, dem Unglückskind, eine schlechte Reisernte geben könnte. Sahen die jungen Reispflanzen nicht schwach aus? Eigentlich mussten sie um diese Zeit schon viel kräftiger und größer sein. Die kümmerlichen Reispflanzen waren ein schlechtes Zeichen.

Und dann noch der Eisvogel, vorhin am Dorfbrunnen. Mohan ging zum Reisfeld und hörte „tiht“, „tiht“, „ti-hit“ – das Zwitschern des Eisvogels. Mohan blieb stehen, er mochte Eisvögel mit ihrem azurblauen Gefieder und dem orangenen Bauch. Oben auf dem Baum entdeckte Mohan den Vogel. „Tiht“, „tiht“. Der Eisvogel flog vom Baum herab, geradewegs zum Brunnen. Dort schnappte er sich ein Insekt oder eine Larve und verspeiste die am Brunnenrand.

Mohan wurde bleich. Sobald ein Eisvogel von oben nach unten flog brachte dies Unglück. Wäre er von oben nach unten geflogen, hätte das Glück bedeutet. Erst die schwachen Reispflanzen, dann der Eisvogel, das waren eindeutige Zeichen. Die Tante hatte recht: Aamir, das Unglückskind. Mohan handelte sofort. Er schickte uns weg.

Wortlos schnürte sich Mutter das kleine Bündel mit unseren Habseligkeiten auf den Rücken, drückte mich fest an sich – und ging. Daya schluchzte, „wo willst du hin, Schwester?“

Mutter antwortete nicht. Was hätte sie auch sagen sollen? Sie wusste nicht, wohin.

Kein Abschied von Mohan. Er ließ sich genauso wenig blicken wie der Rest seiner Verwandtschaft.

Wir landeten da, wo die Ärmsten der Armen landen. Im Slum. Sand wirbelte auf. Dreck und Müll wurden zu meinem Spielplatz, direkt hinter den Bahngleisen. Es gab Hütten aus Holz und Wellblech, abenteuerlich schief. Und kärgliche Behausungen aus Plastikplanen. Das Abwasser aus den Kloaken und den Hütten stand in Gräben direkt neben den Trampelpfaden auf denen man sich durch enge, dunkle Gassen schlängelte. Es stank bestialisch.

Aber hier fand Mutter für uns einen winzigen Verschlag ohne Fenster. Gerade groß genug, dass wir zwei uns auf den Boden legen konnten. Eine knarrende, windschiefe Tür verbarg uns vor neugierigen Blicken. Neben unseren Schlafmatten lagen ein Teller und eine Tasse aus Blech. Mutters Geschirr. Meistens stand auch eine Kerze daneben. Strom hatten wir natürlich keinen. Niemand im Slum hatte Strom. Es war eng, laut und überall war Schmutz und Müll. – Hier wohnten wir, ich kannte nichts anderes.

Mutter arbeitete als Müllsammlerin. Jeden Morgen zog sie los mit einem Sack über der Schulter und sammelte ein, was andere weggeworfen hatten. Sie wühlte im stinkenden Abfall nach Plastikflaschen, alten Zahnbürsten, kaputten Badelatschen, verrosteten Schrauben, leeren Coladosen, wühlte nach Eisen, Stoffresten und Papier. All die

brauchbaren Abfälle verkaufte sie an Zwischenhändler, die sie mit Gewinn weiterverkauften. Mutter mochte die Arbeit nicht, aber was hätte sie sonst machen sollen? Sie hatte keine Ausbildung und ein kleines Kind. So lange Mutter arbeitete, war ich bei der alten Chandraki, die im Verschlag nebenan hauste. Bei Chandraki lernte ich laufen und meine ersten Wörter sprechen. Bei Chandraki lernte ich die Innenflächen der Hände zusammenzuführen, sie in der Nähe des Herzens an die Brust zu legen und den Kopf leicht nach vorne zu beugen. „Namaskaram“, lernte ich zur Begrüßung sagen.

Als ich alt genug war, also so vier, half ich Mutter beim Müll sammeln. Einmal wühlten wir auf der großen Mülldeponie. Plötzlich spürte ich einen Schmerz in der linken Hand. Sofort zog ich die Hand aus dem Müllberg. Eine Ratte hatte mich gebissen. Schon am Abend hatte ich hohes Fieber, aber wir hatten kein Geld, um zum Arzt zu gehen. Chandraki braute einen scheußlichen Tee, von dem ich ganz viel trinken musste. Zwei oder drei Liter. Ich schwitzte unentwegt und dämmerte halb bewusstlos vor mich hin. Mutter wusch mich mit einem feuchten Tuch, das eigentlich ein Zipfel ihres Saris war. Sie hatte nur diesen einen Sari, dieses sieben Meter lange, rechteckige, dunkelgelbe Tuch, das sie sich kunstvoll um den Körper wickelte.

Vielleicht hatte ich es Chandrakis scheußlichem Tee zu verdanken, vielleicht war der Rattenbiss auch nicht so schlimm. Jedenfalls senkte sich das Fieber und nach drei Tagen fühlte ich mich schon nicht mehr so schlapp. Nach einer Woche half ich Mutter wieder bei der Arbeit. Zwar versuchte ich vorsichtig zu sein und nach Ratten Ausschau zu halten – was mir auch einigermaßen gelang. Aber ein paar Wochen später schnitt mir der Hals einer Glasflasche eine tiefe Wunde in meine Handfläche. Es

blutete wie verrückt. Zum Glück fand ich einen alten, zerfetzten Lappen, den ich um die Hand wickeln konnte. Es dauerte mindestens eine halbe Stunde, ehe die Wunde nicht mehr blutete. Aber noch viel länger dauerte es, bis die Hand nicht mehr pochte. Noch heute verläuft eine dicke Narbe quer über meine Hand. Ein Andenken an meine Zeit als Müllsammler.

Heute weiß ich, was für ein Glück ich, das Unglückskind, damals gehabt habe. Bei all dem Schmutz, den Bakterien und giftigen Gasen hätte sich die Wunde leicht entzünden können. Ich hätte eine Blutvergiftung bekommen und sterben können. Doch damals habe ich einfach gewartet, bis kein Blut mehr floß und die Wunde einigermaßen verheilt war, dann habe ich wieder mit der Hand im Müll gewühlt. Wir brauchten den Müll, egal, wie sehr er stank. Egal, wie matschig, klebrig und eklig er war. Vor allem in der Regenzeit, wenn eine schwarze, dickflüssige Brühe von der Müllhalde floß. Egal, wie sehr wir selbst stanken. Wir brauchten den Müll, durch ihn hatten wir Geld für Essen und um die winzige Hütte zu bezahlen. Und für Wasser, denn das mussten wir auch kaufen. Wasser tröpfelte im Slum nur aus drei Hahnen, doch es war schlechtes Wasser, das krank machte, wenn man es trank.

Nach der Arbeit, wenn Mutter für den Müll ein paar Rupien bekommen hatte, kaufte sie meistens etwas Reis und manchmal ein paar Karotten oder Zwiebel. Dann kochte sie bei Chandraki das Essen. Unser Verschlag war zu klein für eine Feuerstelle. Aber die alte Chandraki erlaubte, dass Mutter bei ihr kochte. Die Alte machte das nicht aus Nettigkeit, sondern sie verlangte, dass Mutter für sie mit kochte.

Während der Reiseroute, traf ich mich mit meinem Freund Raju. Wir hatten Holzstäbe und einen Stein, damit spielten wir Cricket auf dem kleinen Platz vor den drei Toilettenhäuschen aus Blech.

Raju sollte den Stein so werfen, dass ich ihn mit dem Holzstab gut erwischen und weit schlagen konnte. Am besten über die Toilettenhäuschen, das gab die meisten Punkte. Doch das war ziemlich schwierig, denn man musste genug Kraft in den Schlag setzen, damit der Stein weit flog und dazu auch noch die richtige Höhe erwischen. Sonst donnerte der Stein in vollem Karacho auf eins der Klohäuschen, die schon entsprechend verbeult waren.

Einmal, als ich den Stein fast perfekt erwischte, aber eben nur fast, sauste der Stein mit irrer Geschwindigkeit in Richtung mittleres Klohäuschen. Wir warteten schon auf den Knall des Einschlags. Plötzlich ging die Tür auf. Wir hatten nicht bemerkt, dass jemand im mittleren Klohäuschen war. Dieser Jemand war Baba Prakash, der nun sein Geschäft beendet hatte. Baba Prakash wollte den ekligen Ort schnell verlassen. Er riss die Tür auf - keine Zehntelsekunde zu früh. Der Stein prallte an der Türkante ab, keine fünf Zentimeter von seinem Kopf entfernt und sauste zum linken Klohaus, wo es mit voller Wucht gegen die Seitenwand schlug. Obwohl ihn der Stein nicht getroffen hatte, stand Baba Prakash wie betäubt da. Dann musste er sich setzen, denn sein Herz oder sein Kreislauf spielten nach dem Steinschlag verrückt. Baba Prakash war dafür bekannt, dass er keinen Spaß verstand. Raju und ich sahen uns kurz an und nickten. Auch ohne Worte verstanden wir uns – und rannten los. Nichts wie weg, wir konnten nicht riskieren, dass Baba Prakash uns sah. Lieber riskierten wir, dass er zusammen klappte, ohne, dass wir ihm zu Hilfe kamen. Aber hier im Slum war niemand lange

allein. Sicher würde man Baba Prakash schnell finden und ihm nach Hause helfen.

Wir hetzten durch die schmalen Gassen, sprangen über Abwassergräben und standen dann keuchend an den Bahngleisen.

„Das war knapp“, japste Raju.

Was waren wir erleichtert, dass Baba Prakash uns nicht gesehen hatte! So erleichtert, dass wir beide zu lachen anfangen. Wir lachten und lachten, bis uns der Bauch schmerzte. Bis wir vor Erschöpfung in die Knie sanken. Wir lachten auch noch, als wir uns auf den Heimweg machten. Wir lachten über Baba Prakash dummes Gesicht, über seine Herz- oder Kreislaufprobleme lachten wir nicht.

Manchmal war ich traurig, vor allem, wenn mein Magen knurrte. Oder wenn der Hautausschlag an meinen Armen besonders schlimm juckte. Oder wenn uns Leute als „dreckige Ratten“ oder als „nutzloses Gesindel“ beschimpften. Dann fühlte ich mich nicht mehr wert, als der Müll auf dem ich arbeitete.

Aber an einem Tag im Jahr war ich immer fröhlich: an Holi, dem Fest der Farben, dem Frühlingsfest. An Holi musste ich nicht im Müll wühlen. Schon morgens zog ich mit Raju los ins Dorf. Wir waren gut vorbereitet. Jeder von uns trug drei Plastikbeutel, die wir mit roter Flüssigkeit gefüllt hatten. Grinsend warteten wir in einer Seitengasse bis jemand zu sehen war. Dann rannten wir zu ihm oder ihr und warfen einen der Farbbeutel. Die rote Flüssigkeit ergoss sich über unsere Opfer. Und was machten die? Die lachten nur, schüttelten sich, riefen „happy Holi“ und gingen nass und farbig weiter.

Manche Farbbeutelwerfer kletterten auf Palmen, um die Beutel von weit oben auf die Leute fallen zu lassen. Oder sie standen auf den Flachdächern der Häuser. Andere holten die Beutel blitzschnell hinterm Rücken hervor. Es konnte alle erwischen.

Natürlich blieben auch wir nicht verschont. Zwei Frauen schlenderten scheinbar achtlos an uns vorbei. Als sie neben uns waren, schnappten sie uns und rieben unsere Gesichter mit Gulal, mit lila und rotem Pulver, ein.

„Happy Holi“ riefen sie und rannten davon. Raju und ich sahen uns an und lachten. Gleich darauf trafen uns die ersten farbigen Wasserbeutel. Schon bald waren wir über und über mit Farbe bespritzt. Sie war in unseren Haaren, in den Ohren, auf Gesicht und Armen. Ich konnte sie sogar im Mund schmecken. Unsere Kleidung war rot, orange, pink und gelb bespritzt. Unsere nackten Beine waren voll Farbe, selbst in den Nasenlöchern kitzelte der Farbpuder. Wir lachten noch mehr, lachten bis wir stehen bleiben mussten und nach Luft japsten.

Die Farbbeutel trafen auch Hunde und Kühe. Niemand blieb verschont. An Holi waren alle Menschen gleich: Bürgermeister und Müllsammler, Ladenbesitzer und Bettler, Arm und Reich. Alle tanzten in den Straßen zu Trommeltakten, alle waren mit Farbe bespritzt, alle waren ausgelassen, fröhlich – und farbig. Je bunter, desto besser. Holi war und ist der beste Tag, den es gibt. Nicht mal Mutter schimpfte, wenn ich mit farbigen Kleidern nach Hause kam. Lachend forderte sie mich auf, mich auszuziehen. Dann stopfte Mutter meine Kleider in die gelbe Waschschüssel aus Plastik, wo sie so lange geschrubbt wurden, bis sie wieder ihre ursprüngliche Farbe angenommen hatten. Mit der Farbe wurde auch Holi weg gewaschen, aber nur bis zum nächsten Jahr.

Ich weiß nicht so genau, ob Holi auch für Raju der schönste Tag im Jahr war. Vielleicht war es auch der 29. März, sein Geburtstag. Den feierte er jedes Jahr. Und jedes Jahr lud er mich dazu ein. Dann musste ich nur einen halben Tag im Müll wühlen. Bevor ich Raju besuchte, schrubbte und seifte ich mich ein, bis meine Haut mehr rot als braun war. Auch die Haare wusch ich mit Seife und spülte so lange, bis keine dunkle Brühe mehr vom Kopf lief. Erst wenn ich das Gefühl hatte, dass der Müllgestank nicht mehr an mir klebte, war ich zufrieden. Ich schnupperte an meinen Armen – sie rochen tatsächlich nach Kokosnuss und nicht nach Abfall.

Sauber wie ich war, ging ich zu Raju, um ihm zu gratulieren. Dann quetschten wir uns alle in die kleine Hütte. Wir, das waren Raju und ich, seine Schwestern Devi und Usha und sein großer Bruder Tarun. Devi und Usha waren süße Mädchen mit langen, schwarz glänzenden Haaren, die sie oft zu Zöpfen trugen. Tarun mochte ich nicht besonders. Denn er genoss es, wenn andere in Schwierigkeiten steckten.

Natürlich war auch Rajus Mutter beim Geburtstag dabei. Jedes Jahr bereitete sie Rajus Lieblingsgericht zu: Samosa. Er liebte die dreieckigen Teigtaschen, ich liebte sie auch. Vor allem die, die mit Hackfleisch gefüllt waren, auch die Gemüsecurry-Füllung schmeckte mir fabelhaft. Aber nicht die mit Fischfüllung. Rajus Mutter machte fünf verschiedene Füllungen. Es blieb immer eine Überraschung in welche Füllung man biss. Aber selbst wenn ich ein Samosa mit Fischfüllung erwischte, aß ich es auf. Denn es war herrlich, dass wir uns am Geburtstag satt essen konnten.

Am letzten Geburtstag, den ich mit Raju feiern durfte - dem Geburtstag, an dem passierte, was nicht hätte passieren dürfen – gab es nicht nur Samosas, sondern auch indische Schokolade aus Kichererbsen-Mehl, vielen Haselnüssen und noch viel mehr Rohrzucker. Zuckersüß und

lecker. Was für ein Geburtstagsessen! Wir strahlten und aßen, bis wir pappsatt waren. Noch nie hatte ich so viel zu essen gehabt, wie an Rajus letztem Geburtstag. Genauer gesagt am letzten Geburtstag, zu dem ich eingeladen war. Das war der Tag, der unser Leben wieder durcheinander wirbelte.

„Wann hast du eigentlich Geburtstag?“, fragte Devi und nahm sich ihr drittes Samosa. Sie biss hinein und freute sich über die Kartoffel-, Gemüsefüllung.

Oh nein, nicht diese Frage! Schnell schluckte ich den Bissen, den ich im Mund hatte und tat, als hätte ich nichts gehört. Ich lobte Rajus Mutter für ihre Kochkünste, erzählte dann vom letzten Holi und hoffte, dass Devi darüber ihre Frage vergessen würde. Leider besaß Devi ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Höflich hörte sie sich meine Erzählungen an, als ich eine kurze Pause machte, lächelte sie und fragte: „Wann hast du denn Geburtstag? Ich habe am 10. November.“

Was sollte ich tun? Mutter hatte mir eingebläut, dass ich auf gar keinen Fall den Tag meiner Geburt nennen sollte. Niemand sollte wissen, wann ich Geburtstag hatte. Und nun saß ich bei meinem besten Freund, durfte Samosas und indische Schokolade in mich reinstopfen, so viel ich wollte. Und diesen Leuten, die so nett zu mir waren, diesen Leuten sollte ich nicht die Wahrheit sagen? Was sollte ich bloß tun?

Mittlerweile schauten alle auf mich. Sollte ich einfach irgendein Datum nennen? Meinen Freund anlügen?

„Möchtest du uns deinen Geburtstag nicht sagen?“, bohrte Devi nach. Sie meinte es nicht böse, das wusste ich. Devi wollte einfach eine Antwort. Vielleicht, um mir am Geburtstag zu gratulieren. Es war doch bloß eine harmlose Frage. Aber nicht für mich. Für mich war es die am meisten gefürchtete Frage.

„Stimmt Aamir, ich habe keine Ahnung, wann du Geburtstag hast. Wir haben deinen Geburtstag noch nie gefeiert“, sagte nun auch Raju. Er hatte recht. Ich war immer bei ihm eingeladen, aber er nie bei mir. Sollte ich ihm sagen, dass ich meinen Geburtstag noch nie gefeiert hatte? Sollte ich ihm sagen, dass mir nicht einmal meine Mutter zum Geburtstag gratulierte? Sollte ich ihm sagen, dass Mutter diesen Tag hasste wie die Pest? Und, dass ich versuchte, möglichst nicht an meinen Geburtstag zu denken. Sollte ich Raju sagen, dass ich nichts lieber täte, als meinen Geburtstag zu feiern? Sollte ich ihm das alles sagen? Verlegen und hilflos schaute ich zu Boden. Mein Herz wummerte. Immer noch schauten mich alle gespannt an. Ich seufzte.

„Ich glaube“, sagte Tarun, „ich glaube, der Kleine weiß einfach nicht, wann er Geburtstag hat. Das kann schon mal passieren. Obwohl, so klein, ist der Kleine doch gar nicht mehr. Eigentlich sollte er es längst wissen. Seinen Geburtstag weiß man doch. Oder bist du noch ein kleines, dummes Baby?“ Tarun grinste. Er liebte solche Späße. Ich hasste ihn dafür. Sein Grinsen war unerträglich. Es provozierte mich. Und ließ mich den großen Fehler machen, durch den sich alles veränderte. Ich vergaß Mutters Ermahnungen. Ich dachte nicht an die Konsequenzen. Ich wollte nur, dass Taruns fieses Grinsen aufhörte. Sonst nichts.

Ich atmete tief ein und sagte: „Natürlich kenne ich meinen Geburtstag. Es ist der 26. Dezember.“

„Ah, wie schön, an Weihnachten“, sagte Devi und gab sich damit zufrieden. Taruns Grinsen war tatsächlich verschwunden.

Kurz flackerte Hoffnung auf. Kurz dachte ich, alles wäre noch mal gut gegangen. Aber nur ganz kurz.

„Dann bist du am 26. Dezember 2004 zur Welt gekommen.“ Tarun war mit Rechnen beschäftigt gewesen. Nun schaute er mich mit großen

Augen an. Ich wusste, was er dachte. Bei den anderen dauerte es noch einen Augenblick länger, bis sie kapierten.

Die kleine Usah sprach es aus, als wäre sie in der Schule abgefragt worden: „Der 26. Dezember 2004 war der Tag, an dem der Tsunami kam und so viel Leid über uns brachte.“

Rajus Mutter ließ die Plastikschiüssel fallen, die sie gerade abgewischt hatte. Sie hielt sich beide Hände vor den Mund. Devi lächelte hilflos.

Raju wusste nicht, was er sagen sollte: „Du bist doch mein Freund, Aamir. Du kannst doch nicht, nein, das glaube ich nicht. Das kann nicht sein!“

Doch es kann sein, lieber Raju - wollte ich ihm zurufen. Doch, ich bin ein Unglückskind, ein verdammtes Unglückskind. Wegen mir ist der Stein dicht an Baba Prakashs Kopf gelandet und er hat sich so erschrocken, dass er Herzprobleme bekam. Wegen mir, nur wegen mir. Ich bin ein Unglückskind, Raju. Aber ich bin auch dein Freund – und werde dein Freund bleiben. Für immer. Das alles wollte ich ihm zurufen, doch kein Laut drang über meine Lippen.

„Es ist besser, du gehst jetzt nach Hause“, sagte Rajus Mutter. Ich nickte, was sollte ich auch sonst machen. Als hätte ich die Pest hielt Rajus Mutter die Plastikschiüssel zwischen sich und mir und bugsierte mich aus der Hütte. Ich sah noch Devis traurigen Blick und Raju, der mir unbeholfen winkte. Sofort schloss sich die quietschende und wackelige Holztür hinter mir. Ich ging ein paar Schritte, dann wurde mir schlecht. Mit der rechten Hand stützte ich mich an eine windschiefe Hütte und übergab mich in den Abwassergraben. Eine Ratte huschte davon. Keine Ahnung, wie ich zu unserem Verschlag gelangt bin. Jedenfalls legte ich mich auf die Schlafmatte und schluchzte. Niemand wollte mich so wie ich war. Niemand wollte ein Unglückskind um sich. Dabei konnte ich keiner

Fliege etwas zu Leide tun. Ich war doch auch nicht anders als Raju. Oder doch? War ich nicht einfach nur ein Junge, der im Slum wohnte und im Müll wühlte. Ein Junge, der gerne Cricket spielte und Samosas aß. Ein Junge, wie viele andere in Indien. Nein, ich war nicht wie sie. Ich war anders. Ein Unglückskind. Immer noch schluchzend fand mich Mutter.

„Was ist passiert, mein Liebling? Habt ihr euch ausgerechnet am Geburtstag gestritten?“, fragte sie und streichelte mir übers Haar.

„Nicht gestritten“, presste ich hervor.

„Was dann?“

Stockend erzählte ich, dass Rajus Familie mein Geheimnis kannte. Mutter seufzte. „Oh nein, oh nein!“ Sie wusste, dass es bald alle hier wissen würden. Im Slum gab es keine Geheimnisse, jeder wusste über jeden Bescheid. Im Slum wurde getratscht. Es war schon fast ein Wunder, dass es so lange gedauert hatte, bis die Nachbarn über mich Bescheid wussten. Bisher waren wir immer vorsichtig gewesen, aber nun war mein Geheimnis gelüftet.

Es dauerte keine halbe Stunde, dann stand Chandraki in unserem Verschlag.

„Der muss weg!“, sagte sie nur.

Sie meinte mich, dabei kannte sie mich seit Jahren. Wie oft war ich auf ihrem Schoß gesessen? Wie oft hatten wir zusammen gelacht, gegessen und gesungen? Chandraki war meine Ersatz-Oma, und ich war der Enkel, den sie niemals hatte. Und jetzt? Jetzt konnte sie mir nicht einmal mehr in die Augen schauen.

„Der muss weg und zwar schnell“, wiederholte sie nur und fügte hinzu:

„So langsam wird mir Vieles klarer. Seit Jahren habe ich Kopfweg, so oft, tut mir der Kopf weh, ich wusste nicht, warum. Kopfweg - kein Wunder,

wenn das Unglückskind fast täglich bei mir war. Und Rajus Mutter, die klagte erst vor drei Tagen, dass sie kaum noch Brauchbares im Müll fand. Ist doch kein Wunder, wenn das Unglückskind bei ihr daheim saß. Und Baba Prakash, der hat doch die Herzpro“

„Aber Chandraki, du kennst uns doch. Seit Jahren sind wir deine Nachbarn. Ich dachte, wir sind Freunde“, unterbrach Mutter mit zitternder Stimme Chandrakis Aufzählung. Ich konnte hören, wie Mutter mit den Tränen kämpfte.

„Freunde?“, zischte Chandraki. „Schöne Freunde sind das, die hier ein Unglückskind einschmuggeln. Pfui Teufel.“ Ohne Vorwarnung spuckte Chandraki auf den Lehm Boden.

Mutter zuckte zusammen, so hatte sie ihre Nachbarin noch nie erlebt.

„Wenn ihr nicht freiwillig abhaut, dann Sorge ich schon dafür, dass ihr verschwindet. Hier ist kein Platz für euch“, geiferte Chandraki, drehte sich um und ging. Das war das letzte Mal, dass sie mit uns redete.

Ich schaute Mutter an. Ihr Gesicht war eingefallen, ihr Blick ausdruckslos. Ihre dunklen, sonst so schön glänzenden Haare waren matt, erste graue Fäden zeigten sich. Auf einmal sah sie furchtbar alt aus. Und hilflos. Und traurig. So traurig hatte ich sie noch nie gesehen. Als sie bemerkte, dass ich sie beobachtete, wischte sie sich die Tränen aus den Augen und versuchte zu lächeln.

Meine Unterlippe bebte, ich konnte die Tränen auch nicht mehr zurück halten. „Es ist alles meine Schuld“, sagte ich. „Meine verdammte Schuld. Ich habe mich verplappert. Ich bin ein Unglückskind. Ein blödes, verdammtes Unglückskind, das niemand haben möchte.“

„Hör auf, Aamir. So darfst du nicht reden.“ Mutter streichelte mir über die Wange. „So etwas darfst du auch nicht denken. Du bist Aamir, ein guter

Junge, ein hübscher Junge und ein ausgezeichnete Müllsammler. Ein Junge, der seiner Mutter viel Freude bereitet.“

Meine gute Mutter! Egal, was passierte, sie hielt zu mir. Ich schlang meine Arme um ihre Hüften. Sie hielt mich fest. Ich hielt sie fest. Lange standen wir so zusammen, wie verwachsen. Bis von draußen Gemurmel zu hören war. Gemurmel, das lauter wurde. Erst konnte ich die Worte nicht verstehen. Vielleicht wollte ich sie auch einfach nicht verstehen. Dann, als ich sie verstand, hielt ich mir die Ohren zu.

„Aamir muss weg! Das Unglückskind muss weg! Aamir muss weg!“

Das Ohren zuhalten nützte nicht viel. Ich konnte die Worte trotzdem verstehen. „Aamir muss weg!“

Mutter wagte einen Blick nach draußen. Noch nie hatte ich sie so entsetzt gesehen. Eine, vielleicht zwei Minuten stand sie regungslos da, nur ihre Pupillen rasten wild hin und her. Dann ging ein Ruck durch ihren Körper, und sie begann zu packen. Sie rollte unsere Schlafmatten zusammen, steckte das Kochgeschirr in eine große Tragetasche, dazu noch das halbe Kilo Reis. Und die paar Kleidungsstücke, die wir hatten. So nach und nach kapierte ich: Wir gingen tatsächlich weg. Mutter packte, aber ich konnte ihr nicht helfen. Ich konnte mich nicht von der Stelle rühren. Wie fest gewachsen. Erst als Mutter mir die Schlafmatten in die Hände drückte und mich zum Ausgang schupste, löste sich meine Unbeweglichkeit.

Draußen stand die halbe Nachbarschaft. Allen voran die alte Chandraki. Auch Rajus Mutter sah ich in der Menge, genauso wie Baba Prakash und den Reishändler. Raju entdeckte ich nicht, dafür aber Tarun. Er lehnte an Chandrakis windschiefer Hütte und grinste. Wir mussten abhauen und er grinste blöd. Was war das bloß für ein Kerl?

„Bye-bye, Unglückskind“, sagte er.

Am liebsten hätte ich das Grinsen aus seinem Gesicht geboxt.

Außer Taruns fieser Bemerkung brachte niemand ein Wort heraus. Sie glotzten uns alle nur an, während wir so schnell wir konnten an ihnen vorbei gingen, dann über die stinkende Abwasserkanäle balancierten. Unsere Nachbarn glotzten, als wären wir Monster oder Aliens und nicht ihre Slum-Mitbewohner mit denen sie friedlich zusammen gelebt hatten. Sie glotzten und wir machten, dass wir weg kamen. Aber wohin? Bald würde es dunkel werden und wir hatten keine Idee, wohin. Ich presste die Schlafmatten fest an mich und hielt Mutters strammem Schritt stand. Meistens hielt ich den Kopf gesenkt. Ich wollte niemandem in die Augen sehen. Aber am Rande der Müllkippe hob ich dennoch meinen Blick – und schaute direkt zu Raju. Er versuchte zu lächeln, doch das ging völlig daneben. Dann winkte er. Raju, mein Freund! So gut es mit den Schlafmatten ging, winkte ich zurück.

„Das wollte ich nicht“, hörte ich ihn rufen. „Ich wollte doch nur mit dir Geburtstag feiern. So wie jedes Jahr.“

Ich weiß, Raju, ich weiß – wollte ich ihm antworten. Doch meine Lippen öffneten sich nicht.

„Bye-bye, mein Freund.“

Bye-bye Raju – immer noch brachte ich kein Wort heraus.

Unendlich traurig trottete ich mit hängendem Kopf hinter Mutter her. Natürlich war das Leben im Slum kein schönes Leben gewesen. Müllsammeln war schrecklich und unser Verschlag, in dem wir wohnten, war winzig. Aber wir verdienten ein paar Rupien und hatten ein Dach überm Kopf. Das Leben im Slum war für mich okay. Ich kannte nichts anderes. Es war mein Leben. Bye-bye altes Leben.

Was sollten wir tun? Wo sollten wir hin? Wie sollten wir einen Schlafplatz finden? Und wie Geld verdienen? Ich suchte nach Antworten, fand aber

nur noch mehr Fragen. Hilflos sah ich zu Mutter, musterte ihren Gesichtsausdruck und wusste, dass auch sie keine Ahnung hatte, wie es weiter gehen sollte.

Egal, wo wir hin gingen. Egal, wo wir einen Unterschlupf finden würden. Früher oder später würde jemand herausfinden, was mit mir los war. Dann müssten wir erneut abhauen. Mein Leben war die Flucht. Arme Mutter, wegen mir hatte sie nicht nur ihren Mann und ihr Leben als Fischerfrau verloren. Wegen mir hatte sie auch ihre Schwester verloren. Im Slum waren wir bereits ganz untern, doch auch dieses Leben wurde uns genommen. Arme Mutter, das alles wegen mir.

Da kam mir eine Idee.

„Geh zurück, Mutter.“

Sie schaute mich irritiert an.

„Geh zurück in unseren Verschlag“, wiederholte ich. „Sie werden dir nichts zu.“

„Und du?“

Ich zuckte mit den Schultern. „Ich komm’ schon klar. Ehrlich!“

Ohne mich hätte es Mutter leichter gehabt. Ohne mich könnte sie vielleicht wieder zurück zu ihrem Mann, meinem Vater. Oder zu ihrer Schwester. Auf jeden Fall konnte sie weiter neben Chandraki leben. Ohne mich wäre ihr Leben viel einfacher.

„Was redest du für einen Blödsinn“, antwortete sie. „Du bist mein geliebtes Kind, Aamir. Ich werde dich nicht allein lassen.“

Erst wollte ich protestieren, aber insgeheim freute ich mich, dass sie zu mir hielt. Sie stupste mich auffordernd in die Seite und lächelte sogar.

Wir gingen an einer befahrenen Straße entlang. Hupen, ständiges Hupen. Die Autos, die Rikschahs, die Mopeds, die Lastwagen, alle brausten ganz nah an uns vorbei. Ihre Fahrer schienen keine Rücksicht

zu kennen. Trotz des Hupens konnte ich Mutters Magen knurren hören. Daheim hätte sie längst Reis gekocht. Mir ging es besser. Trotz des Übergebens war ich noch satt von Rajus Samosas und der indischen Schokolade. Obwohl die Geburtstagsfeier erst ein paar Stunden her war, kam sie mir unwirklich vor. Wie in einem anderen Leben.

Es war dunkel, wir gingen trotzdem weiter an der Straße entlang. Ohne Ziel, bloß weiter. Bis wir nicht mehr konnten. Dann bog Mutter weg von der befahrenen Landstraße, hinein in eine ruhige Seitenstraße, deren trockener Lehm Boden fest getrampelt war. Überall standen kleine Hütten aus deren winzigen Fenstern Kerzenlicht oder das Licht einer Petroleumlampe auf die Straße leuchtete. Es sah gemütlich aus. Was hätte ich dafür gegeben mit Mutter in so einer Hütte zu sitzen. Beschützt von Mauern. Doch für uns blieb der Schutz ein Traum. Wir hatten nichts, außer uns und unsere Müdigkeit. Ich hätte im Stehen einschlafen können. Mir waren die streunenden Hunde egal, auch Räuber oder Diebe, die Ratten sowieso. Ich wollte einfach nur schlafen. Wortlos rollten wir die Schlafmatten aus, direkt vor einem großen, blauen Tor. Ich lag so dicht am Tor, dass ich die Wärme spüren konnte, die das Metall abstrahlte. Und ich spürte Mutters Wärme, die ganz dicht bei mir lag. Wir mussten uns so nah ans Tor legen, damit uns in der engen Straße niemand überfahren würde. Im Halbschlaf hörte ich das Meer rauschen. Das Meer. Wir waren so nahe dran, egal was morgen passieren würde, ich wollte das Meer sehen.

„Na Unglückskind, schon wach?“

Ich traute meinen Ohren nicht. Wir kannten hier niemanden, wir hatten mit keinem Menschen gesprochen ... stand mir das „Unglückskind“ auf der Stirn geschrieben? Wer wusste davon? Der Morgen dämmerte. Es

war früh, aber ich war sofort hellwach, setzte mich auf und schaute mich um. Doch ich konnte niemanden entdecken.

„Der Morgen ist so schön kühl, das genieße ich“, antwortete eine Stimme.

Ich kapierte nichts. Nur, dass die Worte hinter dem blauen Tor gesprochen wurden. Aber was sollte die Frage an das ‚Unglückskind‘? Ich war doch das Unglückskind. Sie konnten mich gar nicht sehen. Was sollte das?

„Bis später, Unglückskind“, sagte die erste Stimme. Es klang freundlich. Nicht so garstig, wie Chandraki zu mir gesprochen hatte. Es klang so, als wäre „Unglückskind“ gar kein Schimpfwort, eher ein Kosenamen - was sollte das? Meine Gedanken purzelten durcheinander.

Das Tor wurde aufgeschlossen, Mutter und ich rappelten uns hoch und rafften unsere Habseligkeiten zusammen. Quietschend öffnete sich das Tor. Eine Frau in einem sauberen, grünen Sari kam zum Vorschein, daneben ein Mädchen mit dunkelblauem Faltenrock und hellblauer Bluse, eindeutig eine Schuluniform. Die Frau strich dem Mädchen übers Haar und winkte ihr zum Abschied.

Dann sah sie uns. Sie musterte uns von oben bis unten und fragte dann: „Seid ihr hungrig?“

„Ja“, sagte Mutter nur.

Mit einer Kopfbewegung lud sie uns ein in den Hof zu kommen. Hinter uns schloss sie das Tor. Die Frau deutete uns auf einen kleinen Mauervorsprung zu setzen. Ich schaute mich um, sah zwei Häuser inmitten einer grünen Oase. Palmen waren die einzigen Pflanzen, die ich damals erkennen konnte. Sonst gab es noch jede Menge Büsche, Bäume und Blumen. Vögel zwitscherten. Der Hof war gefegt, nirgendwo lag Abfall. Ich atmete den süßen Duft weißer Blüten ein. Ein Paradies.

Die Frau kam mit einem Blechteller, darauf lagen sechs Idlis. Zu den weißen, flachen Reiskuchen gab es Sambar, eine dünne, scharfe Sauce. Ein Festessen. Wir aßen so schnell und waren so sehr mit den Köstlichkeiten beschäftigt, dass wir erst aufschauten, als die Frau eine Plastikflasche mit Wasser brachte. Essen, Trinken - was für ein herrlicher Morgen.

„Soll ich noch mehr Idlis bringen?“, fragte die Frau, als sie sah, in welchem Tempo wir sie verdrückt hatten.

„Vielleicht für jeden noch eins“, meinte Mutter bescheiden.

Die Frau nahm den Blechteller und ging in das kleinere der beiden Häuser.

Zufrieden schloss Mutter für ein paar Sekunden die Augen.

Plötzlich stand ein Mädchen vor uns. Etwas kleiner als ich, kurze, schwarze Haare, silberne Ohrstecker, eine rote, verwaschene Bluse, orangene Bermudas, barfuss wie ich. Aus dunklen Augen sah sie mich neugierig an.

„Wie heißt du?“

„Aamir“, antwortete ich schüchtern.

„Ich bin Suri.“

Das war eine der Stimmen von vorhin. Die Stimme, die den Morgen so schön kühl fand. Das muss dann.... Ich konnte den Gedanken nicht zu Ende denken, denn mein Mund war schneller.

„Bist du ein Unglückskind?“, platzte ich hervor, sofort bedauerte ich meine Neugierde. So eine Frage stellte man nicht. Das sollte ich doch wissen. Ich sah Mutters entsetzten Blick.

Suri blieb ganz ruhig, lächelte und sah mir direkt in die Augen als sie antwortete: „Stimmt genau. Ich bin ein Unglückskind – oder ein Glückskind.“

Als sie meinen fragenden Blick sah, fuhr sie fort: „Seit ich mit meiner Mutter und meinem Bruder hier lebe, bin ich ein Glückskind. Früher lebten wir auf der Straße, denn keiner wollte uns. Aber hier sind alle nett. Mutter kann als Näherin arbeiten. Wir haben genug zu essen. Nächstes Jahr darf ich zur Schule. Wir wohnen in einem kleinen Zimmer. Und Deepak bekommt drei Mal in der Woche Therapie.“

Damals wusste ich nicht, was Therapie bedeutet, aber Suris Worte klangen immer mehr nach Paradies. Es musste das Paradies sein, wenn sich ein Unglückskind als Glückskind bezeichnete.

Ich wollte mich vergewissern, ob Suri tatsächlich ein Unglückskind war:

„Wann ist dein Geburtstag?“

„Am 6. Mai.“

„Du bist nicht am Tag der großen Welle geboren, dann kannst du kein Unglückskind sein“, erwiderte ich enttäuscht.

Mutter mischte sich ein. „Es gibt verschiedenste Unglückskinder.“

Die nette Frau brachte mehr Idlis, sie hatte einen Teil der Unterhaltung mitbekommen. „Suri ist meine Tochter. Sie ist mein drittes Kind. Zuvor kamen Anandita und Deepak zur Welt. Beide sind behindert, Anandita konnten wir nicht helfen, sie starb vor einigen Jahren. Suri ist ein Unglückskind, weil sie in eine Familie mit behinderten Kindern geboren wurde. Mein Mann ist abgehauen.“ Die Frau gab Mutter den Teller mit den Idlis. „Hast du auch ein Unglückskind?“

Mutter nickte.

„Steckt ihr in Schwierigkeiten?“

Mutter nickte erneut. „Wir wissen nicht wohin.“

Die Frau überlegte eine Weile. „Alle Zimmer sind voll. Du solltest trotzdem fragen, ob ihr hier bleiben könnt. Denn wo für fünf kleine Familien Platz ist, sollte auch noch für eine sechste Platz sein.“

Wie es ausgegangen ist, könnt ihr euch sicherlich denken. Wir durften hier bleiben. Hier im Paradies. Wo aus Unglückskindern Glückskinder werden. Wo die Menschen friedlich zusammen leben und eine Chance bekommen. Manchmal kann ich es kaum glauben, was für ein Glück wir gehabt haben, diesen Ort zu finden. Aber es gibt ihn, gleich hinter dem blauen Tor.

Mutter lernte, wie man eine Nähmaschine bedient und ich lerne jetzt Lesen, Schreiben und Rechnen. Und Englisch. In der Schule wissen sie, dass ich ein Unglückskind bin. Sie wissen auch, dass ich kein Unglück bringe. Nachmittags gehe ich manchmal mit Suri ans Meer. Aber heute nicht, heute ist mein Geburtstag. Mein erster Geburtstag als Aamir, das Glückskind.

Iris Lemanczyk

www.IrisLemanczyk.de

Iris.Lemanczyk@t-online.de

PRANA TESSIN Juli 2010

Nach entsprechenden Vorbereitungen konnte Prana-Tessin die Tätigkeit aufnehmen.



Inzwischen haben bereits drei Gruppen mit u. a. sozial benachteiligten Jugendlichen aus Deutschland an den angebotenen Programmen teilgenommen.

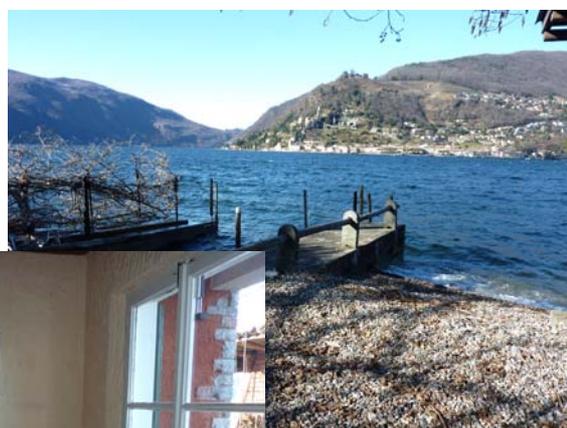
Die Angebote bestanden beispielsweise aus Ausflügen zu einem UNESCO-Weltkulturerbe und zu einem UNESCO- Weltnaturerbe.

Ausflüge auf benachbarte Berggipfel mit Ausblick auf die gesamte

Gebirgskette der West- und Zentralalpen durften ebenso wenig fehlen wie Fahrten ins benachbarte Italien oder nach Lugano.

Weiterhin bestand das Angebot aus Hermann Hesse-Lesungen und dem Besuch des Hermann Hesse-Museums im nahen Montagnola.

So ist nun also Prana-Tessin gut in die Gänge gekommen, und wir sind dabei, weitere Konzepte zu erarbeiten, um den Ausbau dieses Projektes, das nun so erfolgreich seinen Anfang genommen hat, zu befördern.



Musik, Kunst und Lesen

Von Hilde Link

Eine Aktionswoche im Juni, veranstaltet von der Diplom-Graphikerin Ulli Görg im Rahmen von Prana-Tessin war nicht nur für die Gruppe der Jugendlichen, darunter ein Mädchen mit Migrationshintergrund, sondern auch für deren Betreuer und natürlich für die Mitarbeiter des Prana-Projektes, eine große Bereicherung. Zwar ist das eigentliche ‚Produkt‘ der Veranstaltung noch nicht bekannt, aber man darf gespannt sein. Gemeint ist eine Video-Installation, für welche unentwegt gefilmt werden musste. Einen Film herzustellen bedeutet sehr viel Arbeit. Das Filmen ist dabei noch der kleinste Teil. Die meiste Zeit nimmt das Schneiden und Sichten des gefilmten Materials in Anspruch und wir finden es bewundernswert, dass so junge Mädchen es wagen, solch ein zeitaufwendiges Projekt überhaupt in Angriff zu nehmen.

Der bekannte Jazzmusiker Wolfgang Mesch (links im Bild) erfreute nicht nur durch eigene Musikaufnahmen auf CDs, sondern durch kleine Live-Konzerte – ja doch, man darf das Wort ‚Konzert‘ ruhig verwenden. Schließlich bestand das Publikum nicht nur aus den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Aktionswoche; auch Radfahrer, die eigentlich vorhatten, um den See zu fahren, blieben ganz verzückt stehen, um den Klängen des Saxophons zu lauschen. Mal ein ganz anderes Publikum für Wolfgang Mesch als dasjenige, das gezielt in eine Jazzkneipe geht.

Ein Höhepunkt bestand in der gemeinsamen Lesung der Geschichte „Das Unglückskind“, die die Kinder- und Jugendbuchautorin Iris Lemanczyk verfasst hat. Frau Lemanczyk hatte uns im Januar dieses Jahres in Indien auf ihrer Recherchereise besucht und das Schicksal der ‚Glückskinder‘ im Prana-Projekt zum Anlass genommen, eine einerseits berührende (nicht rührselige!), und andererseits knallharte Lebensgeschichte von verstoßenen Kindern in Indien zu verfassen. Die Geschichte wird eine von vier Lebensgeschichten von Kindern sein, die demnächst veröffentlicht wird.



Und Ausflüge wurden natürlich auch gemacht: zum UNESCO-Weltkulturerbe Santa Maria del Sasso in Morcote, wo sich auf dem alten Friedhof auch eine Statue von Henry Moore befindet, und ins nahegelegene Mailand.

Und dass die Aktionswoche durch und durch gelungen war, zeigte sich schon daran, dass alle beim Abschied ein wenig traurig waren.



Tanztherapie

Hilde Link

Zugegeben, ‚Tanztherapie‘ ist übertrieben.

Das kam so:

Seit einiger Zeit lassen wir immer Musik laufen, wenn die Kinder mit Behinderungen behandelt werden. Das gibt eine heitere und schöne Stimmung, auch bei den Müttern und Vätern, die die Kinder begleiten.

Die Musikauswahl traf unsere Schuldirektorin zusammen mit den behandelnden Therapeuten. Die Wahl fiel auf ruhige indische Meditationsmusik mit klassischem Gesang und Instrumenten. Die Kinder sprachen so auf die Musik an, dass sie gar nicht mehr in den Garten wollten. Sie kommen ja aus sehr armen Verhältnissen, wo sie in Palmwedelgedeckten Hütten leben.

Alles was sie an Musik kennen ist ohrenbetäubend laute Tempelmusik bei Festen, die über Lautsprecher Tag und Nacht über das Dorf dröhnt, zwischendrin Böllerschüsse, die nicht nur die bösen Geister vertreiben, sondern das Bett zum Wackeln bringen. Um Krisen größeren Ausmaßes, in die ich regelmäßig an indischen Festtagen gerate, versuche ich inzwischen meine Indienaufenthalte so zu legen, dass ich zumindest Krishnas Geburtstag umschiffen kann. Da darf man nämlich drei Tage und drei Nächte nicht schlafen. Dafür sorgen Lautsprecher und Böllerschüsse. Dagegen ist eine deutsche Disko der reinste Flüsterpalast.

Naja, also auf jeden Fall haben wir jetzt schöne Musik in den Therapieräumen. Bis eines Tages unser Fahrer Mani, der die Kinder abholt und wieder zurück fährt, eigene CDs mit brachte. Das ewige Gedudle ginge doch jedem auf die Nerven, fand er, Bollywood-Filmsongs seien angesagt. Raus die Ravi-Shankar CD, rein den Pop, Lautstärke rauf.



Und was geschah?
Wer Beine hatte zu
tanzen, tanzte. Satya,
das ist eine Mutter aus
dem Glückskinder-
Projekt, die unter
schweren
Depressionen und
schizophrenen
Schüben leidet,
gesellte sich dazu und
tanzte was das Zeug
hielt. Das macht sie
jetzt jeden Tag und hat
seitdem keinen Schub
mehr gehabt.
Überhaupt hat sich ihr
Zustand rapide
verbessert, was den
Anfang schon mit Yoga
genommen hatte. Mit
ihrem Tanz findet sie
Anerkennung bei den
anderen, die Kinder
klatschen. Das tut ihr
gut. Und allen anderen
auch.

BESTANDEN: "PASS"

von Hilde Link

PONDICHERY UNIVERSITY
IV Semester Bachelor of Business Administration May 2012
Examinations
Register Number : 10BB0269
Roll Number :
Name of the student : SANGEETHA.V

Sl. No.	Subject Name	Th / Pr	Univ. Exam	Viva	I.A.	Total / G.P.	Remarks / Grade
1	Management of Financial Institutions	Th	063	-	-	063	Pass
2	Management Information Systems	Th	051	-	-	051	Pass
3	Human Resource Management	Th	058	-	-	058	Pass
4	Insurance Management	Th	055	-	-	055	Pass
5	Small Business Management	Th	065	-	-	065	Pass

Max. Marks : 500 Sec. Marks : 292 Percentage / S.G.P.A : 58.4 Result : Pass
College : 1017 ACHARIYA ARTS & SCIENCE COLLEGE, PUDUCHERRY
[Click here to view Subjectwise details](#)

Note : G.P. - Grade Point (Credit based courses Only). Grade - Grade earned from grade points (Credit based courses only). S.G.P.A - Semester Grade Point Average (Credit based courses only)

Pondicherry University is not responsible for any inadvertent error that may have crept in the results being published on NET. The results published on net are for immediate information to the examinees. These cannot be treated as original mark sheets.

As the examination wing of the university is getting fully automatized, any discrepancy in the results may immediately be brought to the notice of the controller of examinations through the principal of the respective colleges.

Marks Statement will carry papers registered in the current session only.

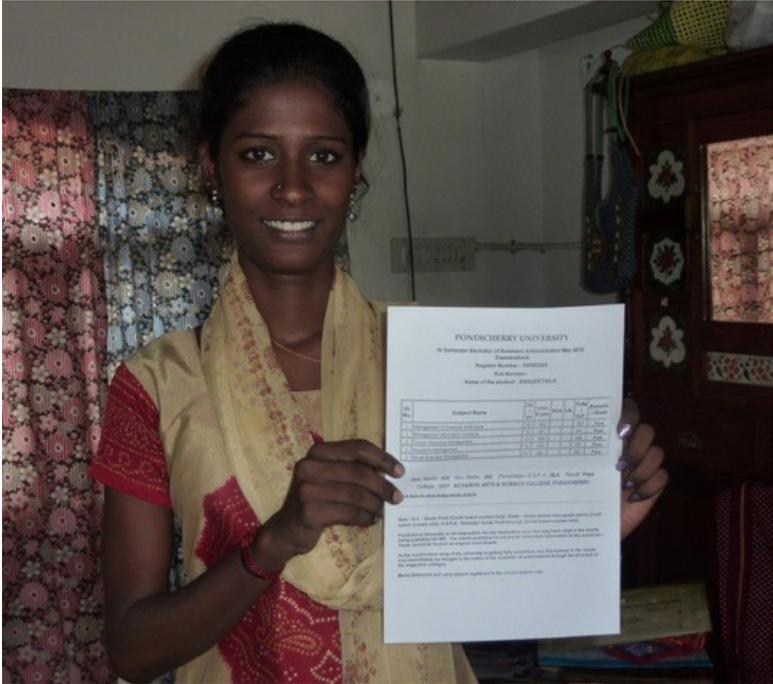
... und das gleich fünf Mal, alle Fächer.

So sieht das Zeugnis von Sangheeta aus, deren Studium von der Help Alliance finanziert wird. Nächstes Jahr im April wird sie es abgeschlossen haben. Keiner zweifelt, dass wieder fünfmal ‚pass‘ dastehen wird.

Sangheeta war vor zwei Jahren mit ihrer Mutter und ihrer Schwester Agila bei uns im Prana-Projekt eingezogen. Als Agila im letzten Jahr heiratete, übersiedelte sie, der indischen Tradition gemäß, in das Haus ihres Mannes. Jetzt ist Agila schwanger und wird demnächst wieder für ein paar Monate im Prana-Projekt leben. Auch das entspricht der indischen Tradition: denn das erste Kind muss im Hause seiner Großmutter mütterlicherseits geboren werden. So wird das Neugeborene von seiner Großmutter umsorgt und umhegt, die Tochter wird in geborgener und entspannter Atmosphäre von ihrer Mutter auf die neue Aufgabe vorbereitet. Der frischgebackene Vater darf zu Besuch kommen, muss aber abends wieder gehen. Nach drei Monaten gehen Mutter und Kind zurück in die Schwiegerfamilie. Ein schöner Brauch. Finde ich jedenfalls.

Sangheeta freut sich schon auf die Zeit mit ihrer Schwester und dem neugeborenen Kind. Wenn sie mit dem Studium fertig ist, will Sangheeta erst einmal arbeiten. Heiraten? Klar, aber nicht gleich. Kinder? Klar, aber nicht gleich. Erst eine fundierte Ausbildung, dann Familie. Für die ländliche Gegend, aus der Sangheeta kommt, ist solch ein Lebensentwurf eine Revolution. Denn ein selbstbestimmtes Leben ist für junge Frauen die große Ausnahme.

So treffen sich die traditionelle und die moderne Welt in einer Familie. Was nun besser ist, Tradition oder Moderne, wird sich noch zeigen.



UNSER NEUES GLÜCKSKIND IST DA!



Es heißt Jagadesvari und ist 19 Jahre alt. Das war alles gar nicht so einfach für Jaga, bis sie sich im Prana-Projekt eingelebt und so richtig wohlfühlt hat. Für ein ehemaliges Heimkind ist es schwer zu begreifen, dass es Menschen gibt, die einen mögen, die einen willkommen heißen, die einen in Wohlwollen umarmen. Immer nur herumgeschubst werden, immer nur das fünfte Rad am Wagen sein, immer nur hergenommen werden für irgendwas, ein unwillkommener Esser sein - das ist Jagas Vergangenheit.

Monica Nowak von der Lufthansa HelpAlliance ist für Jaga die Mutter geworden. Jahre hat es gedauert, bis Jaga begriffen hat, dass es einen Menschen auf der Welt gibt, dem sie vertrauen kann. Jaga ist Vollwaise und ehemaliges Heimkind; ihr Leben ist geprägt von traumatischen Ereignissen, von Verlust, Existenzangst, Heimatlosigkeit.

Das Heim hat Jaga vorsichtig werden lassen, sie kann alles noch gar nicht wirklich glauben. Jaga führt bei Prana ein selbständiges, aber dennoch beschütztes Leben. Mit vereinten Kräften ist es uns gelungen, für sie, die immer eine gute Schülerin war, einen Studienplatz in Pondicherry zu bekommen. Jaga will Rechtsanwältin werden. Sie hat sich vorgenommen, sich für die Rechte von Frauen und Kindern einzusetzen. Auf diesem Wege wird sie begleitet von der Liebe Monica Nowaks, von der finanziellen Unterstützung der HelpAlliance und den Mitarbeitern des Prana-Projektes.

DER WIRBELSTURM THANE UND SEINE VERHEERENDEN FOLGEN

von Hilde Link im Oktober 2012

Bereits in einem Bericht Anfang des Jahres hatte ich von einem verheerenden Wirbelsturm berichtet, der auch erhebliche Schäden in unserem Garten und an unserem Schulgebäude angerichtet hatte. Dem Wirbelsturm wurde der Name Thane gegeben. Diejenigen unter Ihnen, die ein Patenkind im Prana-Projekt haben, hatten bereits Post bekommen von ihren verschreckten und entsetzten Patenkindern.

Thane hatte nicht nur an der Ostküsten Indiens gewütet, sondern war von Malaysia hergekommen und ist über den Golf von Bengalen gefegt, bis er Indien erreicht hatte. Die deutschen Medien hatten damals von den Katastrophen in Südostasien berichtet. Die schrecklichen Bilder sind sicherlich noch in Ihrem Gedächtnis.



An der Ostküste Indiens waren die Schäden fast so verheerend wie nach dem Tsunami 2004, nur dass die Schäden dieses Mal auch im Landesinneren sich auf viele Millionen beliefen. Nicht nur wegen der Gebäude, sondern in erster Linie wegen der entwurzelten Kokospalmen und vor allem der Cashewnuss-Bäume. Cashewnuss-Bäume wachsen sehr langsam, und bis sie die ersten Nüsse tragen, vergehen viele Jahre. Das ist

mit ein Grund, warum Cashewnüsse so teuer sind. Jahrhunderte alte Bäume mit Durchmessern von mehreren Metern liegen im Botanischen Garten von Pondicherry, so dass die Aufräumarbeiten nach einem dreiviertel Jahr noch nicht abgeschlossen sind.

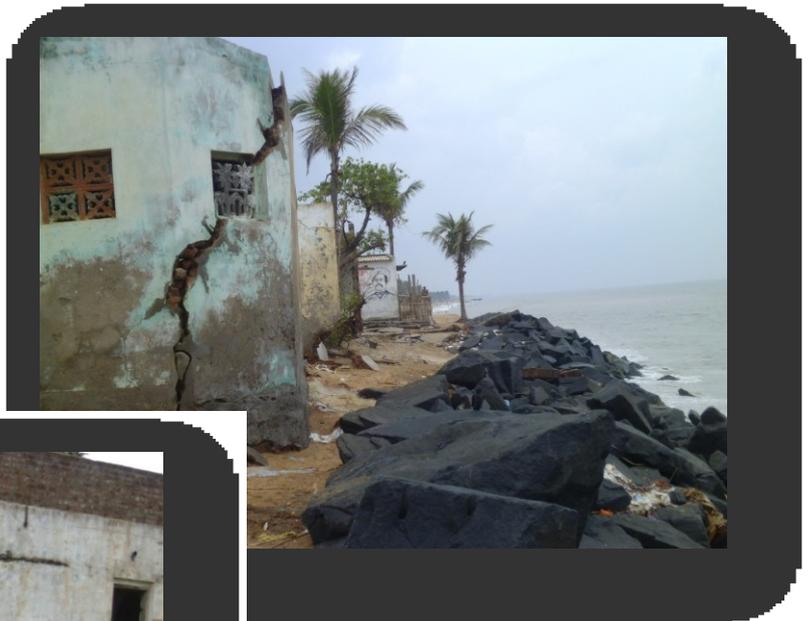


Seit dem Tsunami hat sich die Küstenlinie zwischen Kalapet und Nagapattinam ständig verändert, aber alles blieb dennoch im Rahmen des Einschätzbaren. Seit Thane hat sich das geändert. Das Meer ist extrem unruhig geblieben. Es frisst seither wie ein Ungeheuer nach und nach die Häuser der Fischer weg.

Diese müssen nun weiter ins Landesinnere ausweichen und schauen,

wie sie sich dort neue Lebensgrundlagen schaffen können. Das ist nicht einfach, denn so gut wie jedes Stückchen Land gehört jemandem. Das bedeutet, dass von den Fischer-Communities Land gekauft werden muss, und diese Notsituation wird von denjenigen, die Land besitzen, leidlich ausgenützt. Vor allem weiter im Süden in Richtung Nagapattinam bedeutet dies, dass Häuser auf fruchtbaren Ackerboden oder auf die verwüsteten Kokosplantagen weiter im Landesinneren gebaut werden müssen. Klar, dass solch kostbares Land teuer bezahlt werden muss. Die indische Regierung argumentiert, dass sie nicht alle paar Jahre den Fischern, wie damals nach dem Tsunami, unter die Arme greifen könne, schließlich gäbe es auch noch genügend andere Probleme im Land, die es zu lösen gelte.

Es freut uns, dass wir nicht nur ,unseren' Fischern, sondern auch mehreren anderen Fischerdörfern entlang der Küste über Monate hinweg mit kräftigen Spenden helfen konnten, eine neue Existenz



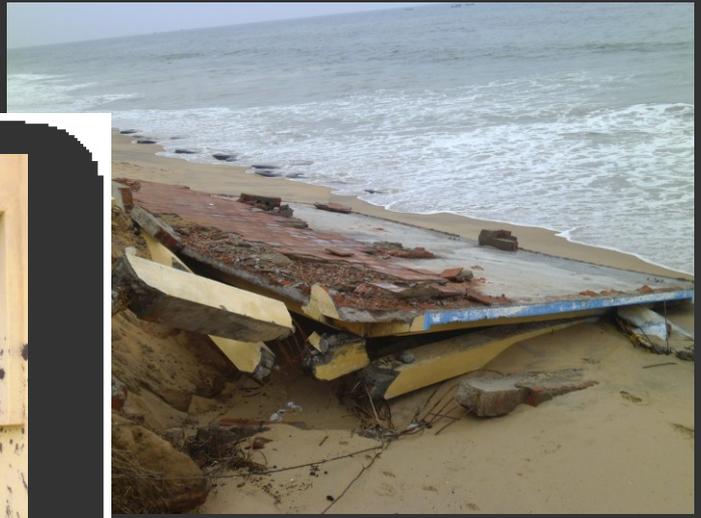
aufzubauen. Dazu gehört auch die Mitfinanzierung von zerstörten Schulen.





Damit Sie sich ein Bild machen können, hier einige Bilder davon, wie das Meer jetzt von den Häusern der Fischer Besitz ergreift.

Das große gelbe Haus war einmal das Bürgerhaus von Cinnamudaliyarchavadi.



Unzertrennlich! Herrmann Hesse und Tessin

So lautete der Titel einer Veranstaltung für Jugendliche im Alter von 13-15 Jahren in den Herbstferien 2010. Das trübe Wetter war ideal für gemütliche Lesezeiten und Diskussionen.



Die letzten Lebensjahre hat Hermann Hesse im Tessin verbracht. In unseren Augen ganz zu Unrecht wird er mitunter als ‚Schriftsteller für Pubertierende‘ bezeichnet. Nun gut, die Veranstaltung war ja genau für diese Altersgruppe angelegt, aber das heißt nur, dass Hesse mit einigen Schriften mitten in das Interesse der Jugendlichen trifft. Wir haben uns auf ‚Siddharta‘ konzentriert, denn diese Schrift eröffnet wie kein anderes Werk Hesses das kulturelle Verständnis für eine andere Lebenswelt, nämlich der indischen.

So hoffen wir, mit unserer Veranstaltung einen Beitrag zur interkulturellen Verständigung geweckt zu haben, aus dem bereits jetzt der Wunsch entstanden ist, Indien bald ‚live‘ erleben zu können.

THERE'S NO BETTER WAY TO FLY

Von Hilde Link

Seit dem Besuch des HelpAlliance Vorstandes und der Projektleitung träumen die Kinder der ersten Klasse mehr als dass sie lernen. Ich glaube, das Flugzeug an der Decke muss wieder weg.



Unsere Prana-Kinder wollten immer alle Ärzte, Lehrer oder Physiotherapeut werden (das sind die einzigen Berufe, die sie bei uns im Projekt kennen gelernt haben).

Das ist jetzt vorbei. In einem richtigen Flugzeug als Pilot sitzen oder als Flugbegleiter arbeiten, das ist jetzt angesagt. Die Welt kennen lernen, frei sein, nach Deutschland fliegen – toll. Plötzlich interessieren sich alle für Geographie, dafür, wie die Erde aussieht, wo die verschiedenen Länder sind und wie die Menschen dort leben.

Stellen Sie sich vor, der Lehrplan wurde diesen Bedürfnissen angepasst. Die Schuldirektorin nutzt die Chance. Was so ein Besuch nicht alles für Nebeneffekte hat. Und außerdem kann man als Pilot oder Flugbegleiter immer ganz viele Süßigkeiten essen und mit Stofftieren herumschmusen. Das ist doch klar, sonst hätte der HA-Besuch doch nicht so viel dabei gehabt.

Die Kinder mit Behinderungen können das aufblasbare Flugzeug an der Decke zwar nicht einordnen, aber dass das was ganz Schönes ist, das sich in der Zugluft des Ventilators bewegt, das erfreut die kleinen Herzen.



Liebe Freunde und Unterstützer!

Nachdem Ihr im letzten Jahr hauptsächlich durch die monatlichen Blog-Einträge, die Hilde Link für die Webseite der HelpAlliance Webseite schrieb, auf dem Laufenden gehalten wurdet, wende ich mich heute mit einer sehr persönlichen Geschichte an Euch:

Wir haben ein neues Glückskind bei Prana. Das ist auch ein ganz großes Glück für mich, denn es handelt sich um Jaga, die mir seit zehn Jahren besonders am Herzen liegt.



Jaga malt mir ein „Bindi“ auf die Stirn, 2004

Viele von Euch verfolgen und unterstützen unser Engagement genauso lange und sind vertraut mit den beiden Schwestern Vella und Jaga aus Mahabalipuram, Vollwaisen, in Heimen aufgewachsen. Um zu erklären, was für ein Wunder in Jagas neuem Leben bei Prana liegt, möchte ich gerne etwas ausholen:

In Indien bedeutet FAMILIE mehr als alles andere, und wer keine Familie hat, steht praktisch außerhalb der Gesellschaft. Vella und Jaga wuchsen (als zwei von vier Töchtern) in einer relativ heilen Welt auf, die mit der Hochzeit der ältesten Schwester aus den Fugen geriet. Der Bräutigam (von der Mutter ausgesucht) war die eindeutig falsche Wahl und ruinierte mit seinen nie enden wollenden Geldforderungen die ganze Familie. Der Vater sah keinen Ausweg mehr und brachte sich eines Tages im Beisein seiner Töchter um. In der Folge landeten Jaga und Vella im Heim: sie wurden von der Mutter dort "für ein paar Tage" abgegeben und nie wieder geholt.

Während die beiden versuchten, ihr neues Leben unter hundertfünfzig fremden Kindern in den Griff zu bekommen, ging zuhause das Drama weiter: die älteste Schwester kam unter ungeklärten Umständen ums Leben und hinterließ drei Kinder; daraufhin heiratete ihr Mann die zweitälteste Schwester, Sathyia (damals 16) - was dies für ihr Leben bedeutete, kann man sich kaum ausmalen. Auch die Mutter von Sathyia, Vella und Jaga Schwestern "verschwand" eines Tages - Ihre Töchter gehen davon aus, daß sie von ebendiesem Schwager ermordet wurde.

Von all dem bekamen Vella und Jaga jahrelang nichts mit - seit dem Tod des Vaters besuchte sie kein einziges Mitglied der Familie. Alles deutet darauf hin, daß sie von ihrer Verwandtschaft zu "Unglückskindern" erklärt wurden, die man als Ursache der ganzen Tragik sah und aus dem Familienverband verstieß, damit die Zeiten wieder besser würden.

Die beiden wurschtelten sich also durch ihr neues, einsames Leben; irgendwann fanden sie bei Henrik im Heim der Indian Pillars so etwas wie Geborgenheit, und dort lernte ich sie dann kennen - seitdem kennt auch Ihr die beiden aus meinen Rundbriefen.



Jaga vorne, Vella links, im Hintergrund Sangeetha, 2004

Nach der Auflösung des Indian-Pillars-Heimes 2007 heiratete Vella und bekam eine kleine Tochter, Robashni. Jaga durfte bei der kleinen Familie leben, beendete zuerst die Schule und bekam dann das Studium der Computerwissenschaften "verordnet". Das alles verlief eher problematisch. Für Vella war das neue Leben als Ehefrau und Mutter schwierig genug - die Verantwortung für ihre kleine Schwester Jaga, die sie fühlt, seit sie 10 Jahre alt ist, lastete dazu schwer auf ihr. Jaga wiederum fühlte sich, Trauma ihres Lebens, überall unerwünscht. Zweimal

versuchte sie einen "Ausbruch": vielleicht erinnert Ihr Euch, daß sie erst nach Ooty zu einer mütterlichen Freundin zog, um die Schule dort zu beenden, dann zurückkehrte und versuchte, im Don Bosco Heim Fuß zu fassen. Beides brach sie ab und ging zurück zu Vella und ihrem Mann. Ich erkläre mir das in erster Linie mit ihrer inneren Zerrissenheit: nirgendwo fühlt sie sich zugehörig, der einzige dünne Faden, der sie halten kann, ist das Blutband zu ihrer Schwester.



Ja, und dann das Studium: so ganz klar sind mir die Zusammenhänge noch nicht. Anscheinend sah ihr Schwager, Vellas Mann (der nach indischer Tradition eine Art Vormundschaft übernommen hat) die größten Chancen für Jagas berufliche Karriere in der Computerbranche. Das ist derzeit das beliebteste Studium in Indien, viele glauben, damit ihr Glück machen zu können - dementsprechend teuer sind die Colleges.

Jaga bekam ein staatliches Stipendium für die ersten beiden Jahre - dabei spielte es überhaupt keine Rolle, daß sie nicht die allergeringste Begabung für dieses Fach mitbrachte.

Entsprechend quälte sie sich durch's Studium, sagte aber weder Schwester noch Schwager, wie schlecht es um sie stand - bis im März dieses Jahres herauskam, daß sie nicht eine einzige Prüfung bestanden hatte.

Zuhause eskalierte die Situation: Jaga lief aus Scham und Angst davon und wollte eigentlich gar nicht mehr leben - landete dann aber doch am Ende eines langen Tages bei ihrer Schwester Sathiya (Ihr erinnert euch? Die, die einst den berüchtigten Schwager heiraten mußte), und wußte nun absolut nicht mehr weiter.



Jaga, Vella, Sathiya und Robashni

In exakt DIESER Situation standen Sylvia und ich vor Vellas Tür (völlig ahnungslos von dem, was in den letzten Stunden passiert war) und boten an, das Jaga in Zukunft bei Prana leben könnte.

Hier muß ich noch einmal kurz ausholen:

Ihr erinnert Euch vielleicht, daß wir im letzten Jahr einiges in Bewegung gesetzt hatten, um das Mädchen Meena, das nicht mehr ins Don Bosco Heim zurückgekehrt war, zu finden und ihr anzubieten, bei Sangeetha und ihrer Mutter im Prana Projekt zu leben. Sowohl sie als auch ihre Mutter waren davon sehr angetan, stellten sich bei Prana vor, wollten am liebsten gleich dableiben, fuhren dann noch einmal heim, um alle entsprechenden Unterlagen zu holen - und kamen nie wieder. Ein Rätsel ohne Auflösung. Wir warteten noch eine ganze Weile ab, ob sie es sich anders überlegen würden, und entschieden uns dann, sie nicht noch einmal aufzusuchen in ihrem Dorf. Es war keine leichte Entscheidung und es fällt mir schwer, diese Geschichte so ungeschlossen stehen zu lassen - aber ich bin nach wie vor der Meinung, daß ein bißchen Eigeninitiative dazugehört, wenn man sein Glück finden möchte.

Nun war aber der Gedanke "Wir könnten noch jemanden aufnehmen" verankert in unseren Köpfen, und natürlich spielte dabei Jaga eine Rolle, die mir seit jeher besonders nahe ist. Ich hatte mitbekommen, wie sie sich durch's Studium quält und sah gleichzeitig die ärmlichen Verhältnisse bei Vella und ihrem Mann - es war deutlich zu sehen, daß das Geld für weitere, eigenfinanzierte Semester fehlte. Also heckten wir den Plan aus, sie zu Prana zu holen - wussten aber noch nicht, ob Vellas Mann das erlauben würde. Er steht mir, wie Ihr vielleicht wisst, eher skeptisch gegenüber....

An einem Tag im März liefen also diese Handlungsstränge zusammen: das Bett bei Prana war sozusagen gemacht, Jaga wußte nicht, wo sie bleiben sollte, Vella und ihr Mann waren wütend auf sie, weil sie das Studium verweigert hatte und weggelaufen war - und wir standen da mit dem Goldenen Angebot.

Schon am nächsten Tag zog Jaga bei Prana ein.



Und dann wurde es richtig kompliziert!
Vellas Mann hatte Jaga "empfohlen", nun auf Prana-Kosten weiter Computerwissenschaften zu studieren. Um der Sache auf den Grund zu gehen besuchte Prof. Aroki (Ehemann der indischen Prana-Projektleiterin und hochrangiger Universitätsprofessor) mit Jaga ihr altes College und fand heraus, daß das

Studium erstens wirklich sinnlos und zweitens absolut nicht ihr Wille war. Viel lieber würde sie, wie sie mir schon seit Jahren erzählt, Englisch studieren.

Ein College- und Studienfach-Wechsel ist in Indien höchst kompliziert, aber Prof. Aroki gelang es, alles in die Wege zu leiten und dabei gleichzeitig die Kosten in Schach zu halten. Alles gut? Noch lange nicht. Vellas Mann musste das Ganze unterschreiben, die Überzeugungsarbeit dazu zog sich über Wochen hin. Dazu kamen immer wieder neue bürokratische und sonstige Hürden - die Details würden ein Buch füllen. Alles in Allem zog es sich bis Ende Juli hin: dann war uns endlich mit vereinten Kräften Jagas Wechsel an ein College in Pondicherry (dasselbe, das Sangeetha besucht) gelungen, und sie konnte beginnen, Englisch zu studieren.

Alles gut? Immer noch nicht. Zeitgleich tauchte ein ganz anderes Problem auf, das mich viele schlaflose Nächte kostete. Ich versuche, mich kurz zu halten.

Es war ja geplant, daß Jaga bei Sangeetha und ihrer Mutter im Appartement lebt; ganz einfach hatte ich mir das nicht vorgestellt, es erwies sich dann als unmöglich. Jaga und die Mutter rasselten entsetzlich aneinander, Sangeetha hielt natürlich zu ihrer Mutter, an Deeskalation war bald nicht mehr zu denken. Hintergrund, ganz kurz: Familie geht, wie ihr nun wißt, über alles - und Jaga gehört nicht zur Familie. Ausserdem gehört sie einer deutlich niedrigeren Kaste an als die anderen beiden, auch das war wohl ein Problem. Viel habe ich über "Incredible India" gelernt in dieser Zeit, viel Hoffnungslosigkeit gespürt angesichts dieser festzementierten gesellschaftlichen Strukturen - aber gleichzeitig weiter und weiter nach einer Lösung gesucht. Klar war nur: die drei in einer Wohnung, das geht nicht.

Glücklicherweise war Hilde Link in dieser Zeit vor Ort, und gemeinsam mit Jaga entwickelte sie einen neuen, für Indien

revolutionären, Plan: Jaga sollte ein eigenes Mini-Appartement bekommen! Durch die Verlegung des Prana-Büros wurde im Schulgebäude ein Zimmer frei, an das wir ein kleines Bad anbauten. Es wurde nett möbliert und mit einer Koch-Ecke ausgestattet. Fertig war die Studentenbude!

Das klingt so einfach, und ist in Indien doch etwas ganz, ganz Neues: junge, studierende Frauen wohnen bei der Familie oder, wenn das gar nicht geht, im College-Wohnheim. Aber alleine????? Dazu gehört richtig Mut, denn "gesellschaftlich anerkannt" ist das noch lange nicht. Natürlich lebt Jaga nicht völlig isoliert, sondern in direkter Nachbarschaft (Wand an Wand) mit zwei anderen Prana-Glückskinder-Familien. Und wird betreut und begleitet von der Projektleitung. Und bekommt ihr Abendessen aus der Schulküche. Aber der gefühlte Zustand ist: „Ich lebe allein“.



Vella, Jaga, Robashni und Preeti, Tochter ihrer verstorbenen ältesten Schwester

Und nun geschah das kleine (große!) Wunder: es läuft gut! Jaga beginnt, richtig stolz auf ihre Unabhängigkeit zu sein. Sie wird sichtlich stärker und selbstbewusster, und empfindet Prana nun tatsächlich als ihr Zuhause. Das Studium macht ihr einen Riesenspaß, und ihr Englisch beinahe galoppierende Fortschritte. Vor allem aber findet sie gute Freunde in ihrer kleinen Studiengruppe, die aus nur 20 jungen Menschen besteht. Seit die anderen wissen, daß sie alleine lebt, versorgen sie Jaga mit Tips und Ratschlägen. So ist es z.B. üblich, das Mutti daheim das Mittagessen für's College kocht und einpackt. Jaga wird nun regelmäßig mit Rezepten versorgt und bekommt morgens die Kochanleitung per sms geschickt - und mittags setzen sich dann alle gemeinsam an einen Tisch und teilen, was jeder mitgebracht hat. Das finde ich ganz wunderbar!

Auch ihr Verhältnis zu Vella und deren Mann hat sich wieder schön entspannt. Fast jeden Freitagnachmittag fährt Jaga mit dem Bus "nach hause" und verbringt das Wochenende bei Vella - so kommt wieder "die Familie" in's Spiel, und sie hat nun beides: familiäre Zugehörigkeit und Selbstständigkeit.

Und sie gibt etwas zurück: so hat sie intensiv auf Vella, die eher etwas kränklich und phlegmatisch ist, eingeredet, endlich "etwas aus sich zu machen". Nun hat Vella, die sich vorher nichts zutraute, gelernt, wunderschöne Taschen zu flechten, die ich mit nach Deutschland nehme und für echte Euro verkaufe. Das Geld fließt dann beim nächsten Besuch zu 100% zurück an Vella - die damit einen ordentlichen Teil des Familieneinkommens verdient. Ihre Tochter Robashni, mittlerweile 3 1/2 Jahre alt, schickt sie von dem Geld auf eine gute, englischsprachige Privatschule (in Indien ersetzt solch eine Vorschule den Kindergarten), und das tut der Kleinen sichtlich gut - sie plappert bereits die ersten englischen Mini-Sätze.

Der Stolz und das frische Selbstbewußtsein sind ihr deutlich anzusehen - letzte Woche saß sie strahlend inmitten von sieben



neuen Taschen und genöß ihr neues Image als "buiseness woman". Nicht ohne immer wieder zu betonen, daß sie das ohne Jagas ständigen Anstoß nie geschafft hätte...

Die Freundschaft zwischen Jaga und Sangeetha hat natürlich unter dem Zwist gelitten, aber mittlerweile entspannt sich auch dies und die beiden gehen schon wieder viel lockerer miteinander um.

Sangeetha übrigens ist nun im letzten Jahr ihres Studiums und kommt gut klar. Sie plant ein Aufbaustudium an einem College in Chennai ab Sommer 2013 - entweder mit unserer Unterstützung oder als selbstfinanziertes "work-and-study" Programm, das werden wir entscheiden, wenn es näher rückt.

Sylvia Kalich und mir gelingt es fast jeden Monat, nach Chennai zu fliegen und die Mädchen zu besuchen; da der Weg nach Pondicherry sehr weit ist, treffen wir uns meist alle auf halber Strecke in Mahabalipuram. Jaga übernachtet dann bei ihrer Schwester und trifft uns noch einmal alleine am nächsten Tag. Dann ist Zeit für viele lange Gespräche über Gott, die Welt und indisch/europäische Besonderheiten - diese Gespräche gewinnen jedes Mal an Intensität und zeigen mir immer wieder, was für ein besonderer Mensch Jaga ist. Die Gedanken, die sie sich macht, sind sowohl Denkanstoß als echte Bereicherung für mich und bieten immer wieder neue Erkenntnisse. Ich bin gespannt und neugierig, was sich daraus noch alles entwickeln wird!



Mit Sangeetha und Jaga am Strand von Mahabalipuram

Das nächste Ziel ist schon einmal gesteckt: Jaga plant, nach dem Grundstudium auf das Fach Jura zu wechseln (es wird in Englisch unterrichtet und erfordert daher die Beherrschung der Sprache): sie würde sich gerne als Anwältin für diejenigen einsetzen, deren Leben ähnlich dramatisch verläuft wie ihre eigene Jugend. Ein weiter Weg, den sie nun mutig und selbstbewusst beschreitet.

Ja ... das ist nun eine ziemlich lange Zusammenfassung des letzten Jahres geworden!

Nach diesem Wechselbad aus Hoffnungen, Sorgen, schier unlösbaren Schwierigkeiten bin ich nun übergelukkig, in ruhigeren Gewässern zu segeln und Euch diesen langen Brief schreiben zu können.

Ohne Eure Unterstützung hätte all dies nie stattgefunden - denn bei allem persönlichen Engagement, finanziert musste das ja auch werden. Dafür danke ich allen, die dazu beigetragen haben, von ganzem Herzen.

Und vor allem: ein extradickes Dankeschön an alle, die Geduld, Muße und Interesse aufgebracht haben, bis hierhin weiter zu lesen. Sorry, aber kürzer ging's nicht...

Ganz herzliche Grüße von

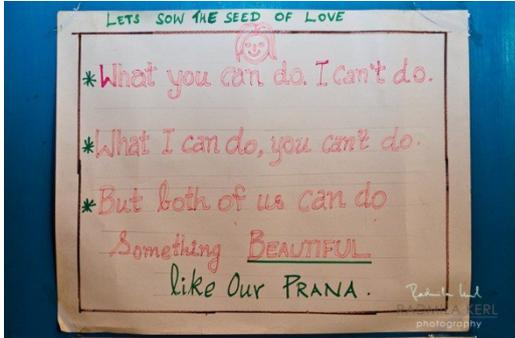
Monica Nowak



Robashni ganz stolz in ihrer neuen „Schuluniform“

Bericht Dezember 2012

von Hilde Link



Lass und die Saat der Liebe säen.

Was du kannst, das kann ich nicht.

Was ich kann, das kannst du nicht.

Aber wir beide zusammen können etwas Schönes zustande bringen.

Wie bei uns in Prana.

Unsere Prana-Kinder gehören verschiedenen Religionsgemeinschaften an.

Für die Kinder des hinduistischen Glaubens hat jede der zahlreichen Göttinnen und jeder der zahlreichen Götter eine bestimmte Aufgabe, und alle zusammen wollen sie nur eines: den Dämon des Bösen besiegen und für den Frieden und die Liebe eintreten.

Die muslimischen Kinder unterliegen den Vorschriften des Koran, und da geht es um eine ethisches Ordnungssystem, das das friedvolle und liebevolle Miteinander der Menschen anstrebt.

Die Kinder christlichen Glaubens orientieren sich im Wesentlichen an der Bergpredigt. Dort sprach Jesus unter anderem von den Kindern: „Lasset die Kinder zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich.“

Auch unsere Lehrerinnen und Lehrer sind Christen, Moslems oder Hindus. Es war wohl gar nicht so einfach, den obigen Text gemeinsam mit den Kindern zu entwerfen. Jedes Kind sollte etwas aus seiner religiösen Erfahrung einbringen mit dem Ziel, ein kleines Motto für Prana zu entwerfen.

Der Text, so erzählten die Lehrerinnen und Lehrer, war schon fertig, als eines der Kinder rief: „Die Liebe! Die Liebe ist das Allerwichtigste, was es gibt! Wie bei uns in Prana.“ So wurden die kleinen Sätze in grüner Farbe noch ganz oben und ganz unten hinzugefügt.

Was man auf dem Foto nicht sieht: Das Plakat hängt am Eingang der Schule an einer Säule. Eine der Säulen, die das Dach trägt.

Das Prana-Team wünscht Ihnen ein frohes Weihnachtsfest, welches Weltbild Sie auch immer haben mögen. Die Liebe und das Miteinander spielt in jedem Menschenleben die zentrale Rolle. Als gelebte Realität oder als Wunsch und Sehnsucht.